

BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES

Hedwig von Redern

Eine Zeugin durch Lied und Leid

Alfred Roth



Hedwig von Redern

Eine Zeugin durch Lied und Leid

Von
Alfred Roth

3. Auflage



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Erich Föhrer
Gunzenhausen
Frankenstraße 20

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|---|----|
| <i>Das Leben</i> | 3 |
| Kindheit — Wansdorf — Das erste Ja — Der Verlust der Heimat — Lieder des Leids — Berlin 1887 — Im Wehen des Erweckungswindes — Begegnung — Die großen Bekanntschaften — Berufen zum Dienst — „Eine Feder in Gottes Hand“ — Die Mystiker — Von Mensch zu Mensch — Leiden — Auf der Wanderschaft — „Über Gräber vorwärts“ — „Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen“ — Entkleidet, nicht überkleidet | |
| <i>Die Lieder von H. v. R.</i> | 52 |
| Hingabe — „Er“ — „Zieh an den Herrn Jesum Christum!“ — Der 23. Psalm — Wie H. v. R. in den Tag hineinging — Wie H. v. R. um die Menschen warb — Aus dem „Ich“ in das „Du“ — Das „Platzgedicht“ — Der Geist der Kindschaft — Nach der Abendmahlsfeier — Der Winter 1918/19 — Fruchtbares Leiden — „Die mit Tränen säen“ — Vertrauen bis zum Äußersten | |
| <i>Lieder haben ihre Geschichte</i> | 77 |
| Der Schlüssel zum Herzen — Selige Wege in schwerer Zeit — „Weiß ich den Weg auch nicht ...“ — Das Lied vom Lamm Gottes im Kriegsgetümmel — „An dem Fuß des Kreuzesstammes“ — „Wenn nach der Erde, Leid, Arbeit und Pein ...“ | |

Das Leben

Kindheit

Über eine Wiege beugt sich im bunten Waffenkleid ein ernster Offizier.

Das Kindlein, das in dieser Wiege liegt, hat sich ein rosiges Gesichtchen geschlafen und ist das Entzücken der Eltern: der jungen, kaum zwanzigjährigen Mutter, des weit älteren Vaters, der schon die Tressen des preußischen Stabsoffiziers trägt. Es ist das erste Kindlein; neulich am Pfingstfest, während von St. Matthäi die Glocken läuteten, wurde es getauft. Das junge Familienglück ist an diesem Tag auf dem Höhepunkt angekommen.

Aber jetzt sehen die Eltern ernst, sorgenvoll, traurig in das Bettlein hinein, und die Augen der jungen Mutter sind feucht.

Der Vater nimmt Abschied. Draußen wartet sein schäumendes Roß, um ihn zu seinem Regiment zu tragen, und von da aus zum Krieg. — Gleich darauf hallen Hufschläge zum offenen Fenster hinauf. Der Vater grüßt im Hinwegreiten noch einmal hinauf. Dann verschwindet seine Gestalt im Straßengewühl. An das Kinderbett flüchtet die Mutter. Dies Kinderbettlein ist nun ihre enge Welt. Nur sie gehört jetzt ihr.

Der Vater ist Hermann von Redern, Kommandeur des 1. Gardedragoner-Regiments.

Die Mutter ist Anna von Redern, geb. von der Marwitz, Tochter des Landrats von der Marwitz aus Rütznow in Pommern. Das Kindlein ist Hedwig, genannt Heta von Redern. Am 23. April 1866 ist es geboren.

Vom Kriegsschauplatz kommen nur zögernd die Feldpostbriefe. Sie reden von raschen Siegen, wenig von Gefahren, nachher aber von ernsten Krankheiten

im Heer. Die Cholera wüthet. Das junge Gesicht über der Wiege neigt sich sorgenvoll zum Kindlein herab.

Aber dann auf einmal heißt es: Der Krieg ist aus! Der frohe Festtag des Wiedersehens erscheint schneller, als alle Beteiligten es geglaubt. Gegen den Nachsommer tritt der Vater zu der Thür, die er als Oberst verlassen, als Sieger und in einem höheren militärischen Rang herein. — Es ist schade, Berlin muß bald darauf verlassen werden. Herr von Redern ist als Brigadekommandeur nach Hannover versetzt worden. Nicht so ganz einfach! Hannover ist annektiert; das neue Regiment muß dort erst einwurzeln. Dem hohen Offizier ist keine leichte Aufgabe zugefallen.

Er hat natürlich seine Last im Dienst zu tragen; aber wenn er dann heimkommt, streckt ihm sein Töchterchen die Hand entgegen. Es ist ein so herziges Kindlein. Es scheint in die Welt gekommen zu sein, um einen Freudenschein um sich zu verbreiten.

Vier glückliche Jahre werden in Hannover zugebracht. Heta geht schon in der Eilenriede spazieren. Sie freut sich ihrer kleinen Brüder und darf sich freuen; denn ihren Eltern werden noch drei Söhne und eine Tochter geschenkt.

Aber inzwischen braust der Kriegssturm wieder durch den Blütenbaum dieses Familienlebens. 1870 muß der Vater mit „allen Söhnen Deutschlands nach Frankreich hinein“. — Als die andern zurückkehren, bleibt er aus. Nicht, daß er gefallen oder gefangen sei, aber seine Truppe muß mithelfen, das Stück Feindesland zu besetzen, bis die finanziellen Angelegenheiten des Friedensschlusses erledigt sind. Er will aber nicht ohne die Seinen im fremden Lande sein. Es ist gewiß nicht angenehm für die junge Mutter, mit ihrem Kinderhäuflein ins Feindesland zu verziehen, aber sie sind dann doch beim Vater. Bis zum Jahre 1873 wohnt die Familie in Nancy und Lunéville. —

Die ersten ins Herz und Gehirn eingetragenen Ein-

drücke Hetas sind also fremdländisch. H. v. R. bekommt in ihrer Kindheit den „weiten Blick“.

W a n s d o r f

Wansdorf ist kein weltberühmter Ort wie Berlin, Hannover, Nancy und Lunéville. Es liegt still verborgen gar nicht weit von den Türmen und Schloten der Industriestadt Spandau entfernt, die dem neuen Reich den Kriegsschatz hütet. Wansdorf liegt unter dem Schatten der alten Kiefernwälder inmitten meilenweiter Wiesen und Sümpfe.

Schon in Lunéville hat sich die Familie von Redern auf Wansdorf gefreut. Dort ist sie zu Hause. Seit einem halben Jahrtausend, seit der Aufrichtung der Zollernherrschaft in der Mark, ist Wansdorf die Redern-Heimat. Ahnen und Urahn haben ihre Kraft dem Gut geschenkt und ihr Heim vergrößert und verschönert. Der Vater nimmt seinen Abschied, und eines Tages zieht er mit seinem Kinderhäuflein unter den Girlanden der Ehrenpforte, die man den Heimkehrenden gewunden, in das Haus der Väter ein.

Es ist Heta nicht unbekannt. Die Wonne der Sommerurlaubszeiten, die man hier verbracht, wob längst einen goldigen Schleier über das Herrenhaus und seinen Park und das Kirchlein und die Hütten des Dorfes, um die Felder und Wiesen, auf denen, wenn sie im Vorsommer eintrafen, die Blumenteppeiche prangten. — O das Glück, nun immer hier sein zu dürfen!

Aber freilich, jetzt sind keine Ferien! Hauslehrer und Gouvernante legen das junge Leben an die Kette von Schulstunden, Erziehungsmethoden und alledem, was Vorbereitung für das Leben sein muß. Aber Heta empfindet das Lernen und das Erzogenwerden nicht allzuviel als Beeinträchtigung der Freiheit. Am wenigsten das Lernen. Die Berichte des Hauslehrers über

die erzielten Fortschritte sind glänzend. Mit glühenden Wangen sitzt Heta sogar bei den Brüdern, „mensa, mensae“ deklinierend. Sie lernt tatsächlich mit ihnen Latein. Die Fassungskraft ihres Gedächtnisses und die Elastizität ihres Geistes sind erstaunlich. Es kommt auch noch der verwaiste Vetter, Graf Waldersee, ins Haus, um mit den Redernschen Kindern erzogen zu werden. Weit sind die Plätze, auf denen sich die Kinder tummeln können. Jeder Tag bringt neue Freude.

Aber der Ernst des Lebens wirft wieder seine Schatten hinein. Heta ist 13 Jahre, da erlebt sie mit wachem Geist den ersten Trennungsschmerz. Der prachtvolle Vetter Waldersee muß seine zweite Heimat verlassen und ins Kadettenkorps eintreten. Der geliebte Bruder Wilke kommt aufs Gymnasium nach Spandau. Nun ist der Kreis gesprengt, und die andern Brüder folgen allmählich nach.

Im Herrenhaus zu Wansdorf wird's stiller. Auch die 14jährige geht mit ernstern, gesetzten Schritten aus und ein.

Sie ist Konfirmandin und wird sorgfältig zur Einsegnung vorbereitet.

Das erste Ja

Am zweiten Aprilsonntag des Jahres 1881 ist die Dorfkirche in Wansdorf über und über bekränzt. Im Kirchenstuhl der Gutsherrschaft ist kaum noch ein Stehplatz frei. Drunten am Altar empfängt die älteste Tochter den Segen der Kirche.

Es ist ein wirklicher Segen! Was hat sich wohl der Seelsorger gedacht, als er, während seine Hände auf dem Scheitel der Knienden liegen, gleichsam als Lebensmotto für sie den Vers ausspricht: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt; darum fürchte dich

nicht!“ In jenem Augenblick und in bezug auf dieses Menschenkind war er Prophet.

Wie Heta vor der heiligen Handlung erschauert, so erschauert sie auch vor der Tiefe ihres Konfirmations-spruchs: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Hier ist sie auf einmal in einen grenzenlos weiten Raum hineingestellt worden. Der Glaube ist also eine Hand, die man ausstrecken muß, um ewige und heilige Dinge zu erfassen. Aber hier fängt die Schwierigkeit an, in der das empfängliche Kindesgemüt wie in einem unlösbaren Lebensproblem erzittert: wo ist diese Hand, mit der man alles fassen kann? — Die himmlischen und ewigen Güter waren auch von ihr tief ersehnt. Aber wo war der Glaube, mit dem sie sich diese ersehnten Güter aneignete? — Das religiöse Geheimnis, unter dem alle aufrichtigen Menschen seufzen, bis Gott durch seine Offenbarung es ihnen kündigt, nimmt ihre zarte Seele in ihre Schleier. (Sie sagte später so einfach: „Ich hörte den Spruch und nahm ihn so auf, wie er über mir erklang; aber ich verstand es noch nicht, die Glaubenshand auszustrecken.“) Sie gibt aber, was sie geben kann, ein aufrichtiges „Ja“. Davon sagt sie wiederum später: „Dies ‚Ja!‘ hat der Herr in Gnaden angesehen.“

Als die Konfirmierte nach Hause kommt, findet sie ein Geschenk, das ihr Gemüt in Entzücken versetzt: den ersten Schreibtisch.

Wenn man etwas zum Schreiben hat, so kommt das Schreiben von selbst. Diese Feststellung bezieht sich ebensowohl auf Schreibutensilien wie auf Schreibstoff, den das Gehirn und das Gemüt liefern. Von berühmten Malern erzählt man, daß der weiche Strich des Rötels sie zu großen Würfeln angeregt hat. Als Heta von Redern ihre Ellenbogen auf den Schreibtisch legt, der ihr persönlicher Besitz ist, und auf den Briefblock, der mitten auf diesem Schreibtisch liegt, ist, ehe sie sich's versieht, der Bleistift in ihren schlanken

Fingern, und ehe sie sich's versieht, stehen die ersten Verse auf dem glatten Papier; die dichterische Gabe entfaltet die Schwingen. Es sind Jungmädchenverse. Der *Inhalt* der Gedichte muß erst später kommen. Aber, daß sie sich frühzeitig in der Form übt, bleibt nicht ohne Wert.

Der Verlust der Heimat

Im grauen Reisemantel und mit erwartungsfrohen Augen steht Hedwig von Redern in der Halle des Herrenhauses zu Wansdorf und nimmt Abschied von den Eltern. Eine Tante will ihr die Welt zeigen, die schöne, farbenfrohe, bewegte Welt.

Es ist schade, so ganz kann man in diesem Augenblick das frohe Glück gar nicht auskosten. Wenn man doch die Heimat *mitnehmen* könnte! Aber, daß alles, woran das Herz hängt, zurückbleiben muß, ist ein großer, bitterer Tropfen im Freudenbecher.

Ganz wird Heta das Heimweh nicht los. Auch nicht auf den Matten der Berge und am schimmernden Gestade der Seen. — Aber schön ist das Reisen doch! Tante und Nichte leben sich von Tag zu Tag mehr ineinander ein. —

München! Die jugendliche Seele ist noch erfüllt von der Glut der Bilder, die die Wände der Alten Pinakothek füllen: Dürer, Cranach, Holbein, Rubens, Rembrandt, und wie sie alle heißen. Da kommt eine Nachricht, die über all diese bunte Pracht und über alle Reiseschönheit eine härene Decke wirft: Der Vater ist in Leipzig plötzlich gestorben. Er hatte dort seinen Studentensohn besucht, und niemand dachte an seinen Tod.

„Es ging ein Schwert durch meine Seele“, berichtete H. v. R. später von jener Stunde. „Ich hatte bisher ganz unbekümmert gelebt.“ Gewiß hatte sie als echte deutsche Gutstochter schon allerlei Begegnungen mit

dem Weltschmerz gemacht; wenn sie im Auftrag der Mutter die Alten, Armen und Kranken des Dorfes besucht, dann sieht sie wohl mit Zittern und Zagen etwas vom Untergrund des menschlichen Lebens. Aber die Eindrücke sind rasch verweht. Sie lebt ja in einer ganz andern Welt, jeder Tag bringt neuen Reichtum.

Nun fallen auf einmal die Zeichen Gottes in ihr junges Dasein. „Der Tod des Vaters war mir ein Wecker“, schreibt sie lange Zeit nachher, als sie diese Dinge innerlich verarbeitet hat. „Das Leben wurde in seiner Vergänglichkeit zur Nichtigkeit und mit seinem Leid auf einmal etwas ganz Neues.“ —

Sie ist nun wieder in der Heimat, aber die Heimat ist öde und freudlos. — Im Herrenhaus zu Wansdorf geht man in schwarzen Kleidern herum.

Noch haben sich die Trauernden nicht ganz zu sich selbst zurückgefunden, da fällt ein neuer dumpfer Schmerz wie eine letzte Katastrophe mitten unter sie. Über dem Gutshof steigen Flammen hoch. Die Scheunen, die Ställe fallen zu Trümmern, zu Kohle, zu Asche zusammen. Es sind Stunden höchster Angst. Zwar bleibt die Wohnung der Familie verschont, aber als nachher der Schaden überschlagen wird, als die zitternden Hände die Bleifeder neben das mit Zahlen vollgeschriebene Blatt legen, da ist das Schicksal der Familie besiegelt. Der Besitz ist nicht mehr zu halten.

Oft hat in den schweren Kriegsläufteu der Grund und Boden gewankt. Aber Wirtschaftlichkeit und zäher Fleiß haben ihn immer wieder untermauert. Jetzt heißt's: für immer verloren! Die Familie muß eine Mietwohnung in der großen Stadt beziehen — trauriger konnte der Auszug aus der Heimat nicht sein.

Es ist für Hedwig eine Lebenskrise, deren Tiefe und Ausmaß sie erst nach und nach auskostet. „Es starb etwas in mir“, sagt sie. „Gott ist die Liebe“, hat sie ihren Sonntagsschulkindern immer erzählt. Warum hat dieser selbe Gott mit seiner zerstörenden Hand in den

Blumengarten ihres Lebens hineingegriffen und alle Stengel zerrissen und alle Blüten zerstreut?

„Es war ein Vernichtungsprozeß, den ich durchlebte“, berichtet sie später. „Ich erlag fast unter der zermalmenden Gerechtigkeit Gottes. Mit meiner Selbstgerechtigkeit war es aus und dahin. Aber das half mir nichts.“

Lieder des Leids

Hedwig von Redern wohnt nun mit ihrer Mutter und ihrer Schwester in Berlin. Sie gedenkt eines lateinischen Sprichworts, das sie einmal mit den Brüdern gelernt: „Magna civitas, magna solitudo.“ Zu deutsch heißt es: „Große Stadt, große Einsamkeit.“ O wie war das Leben in Wansdorf so vielgestaltig! Wie viele Bekannte hat man gehabt! Ging man durchs Dorf, so umringten einen Kindergrüppchen, und die Frauen erzählten einem ihre Hausgeschichten. Hier in Berlin kennt kein Mensch den andern. Die Freunde wohnen zerstreut. Selten findet man sich zusammen. — In dieser Einsamkeit sitzt Hedwig oft schon in der Morgenfrühe an ihrem Schreibtisch und vertraut dem Papier ihr Herzweh an. Es sind nun „Lieder des Leids“. War ihr das Dichten in glücklicheren Zeiten Schwungkraft des Gemüts gewesen, so wird es ihr jetzt wenigstens Erleichterung der Seele. Es geht ihr ähnlich wie jenem berühmten Dichter, der feststellte: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab ihm ein Gott, zu sagen, was er leidet.“ — Aber es ist doch nur augenblickliche Erleichterung. In seinen Schmerz sich vertiefen und den Schmerz künstlerisch gestalten, ist noch lange keine Heilung. Hedwig erfährt es.

Berlin 1887

Allmählich gewöhnt man sich in der Hauptstadt ein, und der Strom des großen Gesamtlebens zieht auch die

kleinen Einzelleben irgendwie mit. — Berlin feiert großartig den 90. Geburtstag seines Heldenkaisers.

Auch Hedwig von Redern steht beim Denkmal des Alten Fritz und schaut zu dem historischen Eckfenster hinüber, an dem der alte Herr erscheint. Der Jubel der Massen hebt auch ihr Herz; aber sie weiß nicht, daß der alte Kaiser gerade um diese Zeit seiner Schwester Alexandrine, mit der er alles bespricht, geschrieben hat: „Europa gleicht einem feuerspeienden Berge, der sich durch kleine Eruptionen meldet, bis der Hauptsplatt sich öffnet.“ Sie weiß das nicht, und doch spürt sie, daß irgend etwas in der Luft liegt. Manches vom Massenelend der Weltstadt läßt sich auch vor ihren Augen nicht verhüllen.

Berlin ist in einer Umgestaltung begriffen. Einer der Hof- und Domprediger ist zu den Massen in ihren brodelnden Hexenkessel hinabgestiegen und hat ihnen den Weg aus Verbitterung und Wahn zeigen wollen. Auch den Weg, der wirklich zur Gesundheit führt. Berlin ist außer sich. In der Gesellschaft streitet man über diese Handlung, darüber, ob sie angebracht ist, und über ihre Zweckmäßigkeit. Auch Heta hört, wie hin und her geredet wird. Der Hof- und Domprediger wird von Leuten unterstützt, die in den höchsten Kreisen leben. Der Chef des Großen Generalstabs und seine Gattin beteiligen sich am Jahresfest eines Christlichen Vereins junger Männer. Berlin spürt, daß eine neue Zeit im Kommen begriffen ist.

Eines Tages sitzt Frau von Redern mit ihren beiden Töchtern in einer Evangelisationsversammlung. Elias Schrenk, ein Schwabe, redet einfach, aber mit einer Macht über die Geister, die auch an das Herz Hedwigs anklopft. Sie spürt, daß auch für sie eine neue Zeit kommt.

Sie lernt den Leiter jenes Vereins kennen, in dessen Lokal der Graf von Waldersee, der damalige Chef des Großen Generalstabs, und seine Gattin gewesen

sind: Forstmeister von Rothkirch. Er erzählt, wie es bei der Gründung des Vereins zugegangen sei: „Ein amerikanischer Herr namens von Schlümbach hatte zu dieser Gründungsversammlung eingeladen. Fünfzehn junge Männer nahmen daran teil, darunter auch ich. Alle erklärten sich für die Gründung. Da sagte der Amerikaner: ‚Sie haben die Frage, die ich Ihnen gestellt, mit einem unumwundenen Ja beantwortet. Das genügt mir als die Antwort von Gott. Nun wollen wir gleich alles fertigmachen. Hier ist ein Blatt Papier. Ich schreibe die Namen darauf, und dann unterzeichnen Sie.‘ So kam mein Name auf das Blatt, und ich wußte nicht, wie. Aber es kam noch ganz anders. Natürlich mußten wir auch einen Vorstand haben, und ehe ich mich's versah, schwirrte mein Name durch das Zimmer. Ich erschrak bis ins innerste Herz hinein und stammelte in längerer Rede Entschuldigungsgründe. Als ich geendet, sagte von Schlümbach: ‚Sind Sie nun fertig?‘ Ich antwortete trocken: ‚Ja!‘ ‚Nun‘, erwiderte er, ‚Gott kann nur Toren brauchen für seine Arbeit, die andern Leute sind ihm zu klug, und da Sie ja nichts wissen und können, so kommen Sie in Gottes Namen und nehmen Sie das Amt an!‘“

Das lag einige Jahre zurück und hörte sich wie ein Märchen an, aber die Sache war gegangen; der Christliche Verein junger Männer hatte sich ständig vergrößert. Er hatte nun auch schon einen Vizepräsidenten, den Grafen Andreas Bernstorff. Er hatte auch schon eine Frauenarbeit angegliedert. Vorsitzende davon war eben die Gräfin von Waldersee. Mit dem Grafen Bernstorff wurde Hedwig von Redern auch bekannt, und ehe sie sich's versah, stand sie in enger Fühlung mit ihm.

Im Wehen des Erweckungswindes

Von einem solchen Wind hatte Hedwig von Redern früher nie etwas gewußt. In den religiösen Verhält-

nissen, die ihre Kindheit und Jugend umschlossen, war ein Windhauch oder gar Windstoß das Unangebrachteste, was man sich denken konnte, etwa so, wie wenn man in einen wohlgepflegten Wintergarten den brausenden Südwest hineinziehen ließe. Nun aber durchweht dieser Erweckungswind auf einmal ihr ganzes Dasein.

Graf Bernstorff, ihr neuer Bekannter und väterlicher Freund, führt sie in Kreise ein, in denen das Wort Erweckung der Vater aller Unterhaltung, alles gemeinsamen Interesses war. Man saß in den „Häusern hin und her“, mit der Bibel in der Hand. Man besprach, gar nicht theologisch und theoretisch, aber gewaltig, herzangreifend, gegenseitig Stellen über Bekehrung, Wiedergeburt, Heiligung usw., bei denen man sich früher gar nichts gedacht hatte. Man betete auch zusammen. Da waren etliche, die saßen zuerst bekümmert und bedrückt da, vielleicht auch voll Widerspruch. Auf einmal entquollen vielleicht Tränen den Augen. Man ging hinaus, man brach die Verbindung mit diesen unbequemen Leuten ab. Man kehrte wieder, und an die Stelle des gequälten, unglücklichen Gesichtsausdrucks hatte ein tiefer, majestätischer Friede seinen Stempel aufgeprägt. Man konnte eine Stunde nennen, in der plötzlich ein großer Umschwung im Seelenleben eingetreten war; erst verzagt, voll Not, voll Kampf mit sich selbst und mit den andern, und dann auf einmal — wie ein Sonnenaufgang — eine tiefe Gewißheit, man stehe bei Gott in Gnaden, eine überströmende Freude, daß man am liebsten gleich auf der Stelle für den neuen geistlichen Besitz in den Tod gegangen wäre.

Vor solchen krisenhaften Seelenbewegungen und geistlichen Umwälzungen empfindet die neue Teilnehmerin ein Gefühl des Grausens. — Aber das ist nicht das einzige Gefühl. Es gesellt sich zuweilen unwillige Ablehnung hinzu: was wollen diese Leute? Sie tun,

als ob man bisher ein Heide gewesen. Ist es nichts, wenn man sein Konfirmationsgelübde treulich hält? Ist es nichts, wenn man Arme und Kranke besucht? Ist es nichts, wenn man einen großen Schmerz erlebt und ihn still verborgen in seinem Herzen trägt? Was würden die dazu sagen, die immer verkündigt haben, daß in Ergebung gefaßtes Leiden einen Menschen mehr adale als alles andere! Zu Dutzenden, ja hundertweise kommen die Einwände aus allen Kammern ihres Gemüts und halten im innersten Gemach ihrer Seele eine stürmische Protestversammlung ab.

Man tut vielleicht am besten, wenn man sich mit diesem Neuen nicht allzuviel befaßt. Man hat ja auch noch die alten Bindungen, das, was die neuen Bekannten „weltliche Gesellschaften“ nennen. Mit Tanz und prickelnder Musik.

Aber das geht auch nicht mehr! Es geht je länger je weniger! Man ist oft doch recht elend und fühlt sich dem alten Lebensstand geradeso entfremdet wie dem neuen Werden, das einen, man weiß nicht wie, in seinen Bann zieht.

Es zeigen sich dann aber klarere Linien. Es werden gewaltige, wundersame Zusammenhänge offenbar. Die empfängliche Seele ahnt in diesen Zusammenhängen das Eingreifen der Hand Gottes.

Hedwig von Redern kommt eines Tages dahin, das Fazit ihrer Bekehrung festzustellen. Wirklich, ihrer „Bekehrung“! „Mußte Gott aus dem Heimatparadies vertreiben, um den Weg in die ewige Heimat zeigen zu können? Langsam öffnet sich das Herz und läßt den selbstsüchtig gehegten Schmerz fahren. Es ist nicht die plötzliche Bekehrung mit der Uhr in der Hand, es ist das langsame Erschließen einer Pflanze, die der Sonne zugewandt ist.“ So dokumentiert sie selbst ihr inneres Erleben, das die Grundlage ihrer ganzen Entwicklung wird.

Die Wohnung der Frau von Redern und ihrer bei-

den Töchter wird nun gleich in die Reihe der Häuser aufgenommen, in denen man abwechselnd alle vier Wochen zusammenkommt. Wie freut sich Hedwig, die alten Sessel und Polsterstühle, auf denen schon die vergangenen Geschlechter geruht haben, dann in die Reihe rücken zu können! Mit welcher überquellenden Liebe werden die Besucher, die nach und nach kommen, draußen im Vorplatz empfangen und auf diese Stühle geleitet!

Begegnung

Die Dichterin singt ein „neues Lied“. Ihre Harfe ist gestimmt, sie ist „vom König selbst gestimmt“. Sie schildert die Begegnung, die den Ausschlag gab. Denn was sich im Bereich ihres inwendigen Lebens zutrug, war nicht religiöse Entwicklung, es war „Begegnung“ mit dem König selbst. Er redet zu ihr, und sie antwortet ihm. Er sagt: „Höre, Tochter, sieh und neige deine Ohren; vergiß deines Volks und deines Vaterlandes, so wird der König Lust an deiner Schöne haben; denn er ist dein Herr, und du sollst ihn anbeten!“ Sie antwortet: „Mir geschehe, wie du gesagt hast!“ Deshalb ist das Gedicht auch „Begegnung“ überschrieben.

Als du mir alle Erdenstützen nahmst,
da bist du mir zum erstenmal begegnet;
mir schien's, daß du mir zum Verderben kamst,
und doch, wie hast du mich, mein Herr, gesegnet!
Ja, du begegnetest mir zum Zerbrechen
in einer Liebe, die nicht auszusprechen.

Erst wehrt' ich bebend deiner heil'gen Hand,
die mir den Kelch an meine Lippen setzte;
doch als ich mich gehorsam darein fand,
da spürt' ich, daß die Hand mich nicht verletzte.
Sie rührte meine wunde Seele an
und hat ein Wunder still an ihr getan.

An jenem Tag bin ich lebendig dir
und bist du mir als Lebensfürst begegnet;
dein Blut, Lamm Gottes, ward zur Quelle mir,
aus der es Gnade nur seither geregnet.
Ein tiefes, heil'ges, wunderbares Glück
blieb von dem „Dir-Begegnen“ mir zurück.

Diese Begegnung wiederholt sich später, führt in
gewissem Sinne zu neuen Lebenskrisen, aber zu einer
noch tieferen Verbindung mit dem unsichtbaren König.

Ich danke dir für dies Begegnen, Herr,
es hat mich dir verschmolzen und verbunden.
Nun frage ich für mich nach gar nichts mehr;
denn was mir fehlt, hab' ich in dir gefunden.
Nun will ich nichts mehr rühmen in der Zeit
als deines Kreuzes tiefe Herrlichkeit.

Diese Begegnungen, deren Wirkungen unabsehbar
sind, werden zu der einen ewigen Begegnung mit dem
König führen:

Und nun begeg' ich dir noch einmal bald,
wenn du erscheinst, ja, wenn du rufst die Deinen
und Gottes Stimme aus den Wolken schallt,
um alle Glieder um das Haupt zu einen;
wenn sich die Endgewitter drohend ballen,
kommt uns der Tag, wo alle Hüllen fallen.

Dann sehn dich meine Augen, wie du bist,
dann wird, was ich geglaubt, zu voller Wahrheit,
ja, dann begeg' ich dir, Herr Jesu Christ,
und nichts verschleiert mir mehr deine Klarheit.
Das ganz vollkommne Ziel ist dann erreicht,
vor dem das Stückwerk dieses Lebens weicht.

O komme bald, mein König, komme schnell,
die Seele sehnt sich, dir vereint zu werden,
dein Angesicht zu schauen strahlend hell
und frei zu werden von dem Druck auf Erden!
Ja, Herr, bereite mich und schaff es dann,
daß ich dir bald, recht bald begegnen kann!

Das sind volltönende Klänge.

Das ist ein quellenhafter Lebensinhalt. Das sind Aus-
blicke ohne Grenzen.

Neue Lieder folgen. Es ist wie ein ununterbrochenes Jubilate. Die Dichterin erzählt es selbst — sie spricht von sich in der dritten Person: „In der Jubilatewoche geboren, am Pfingsttag getauft, Jubel, Dank und Pfingstkraft wurden ihre Lebensgeister, als sie den Herrn kennenlernte als ihren persönlichen Heiland.“

Die großen Bekanntschaften

Andreas Petrus Graf von Bernstorff ist, wie gesagt, der väterliche Freund Hedwig von Rederns geworden. Im Jahre 1889 hat er sie in seine Sonntagsschule als Helferin genommen, und eine ihrer liebsten Stunden ist, wenn sie in der Vorbereitung dazu die Auslegung der biblischen Geschichte aus seinem Munde hören darf.

Der Graf ist Vortragender Rat im Kultusministerium. Er ist Sohn eines berühmten preußischen Diplomaten, Aristokrat bis in die Fingerspitzen. Aber das ist eben auch ein Wunder des neuen Berlin, daß er Sonntagsschule hält. „Aus dem Dienst des Grafen in der Sonntagsschule erwuchs“, schreibt H. v. R. nach dem Tod des Grafen, „eine reine, starke, einzigartige Lebensfreundschaft, die nie versagte, weil sie auf gegenseitigem unbedingtem Vertrauen beruhte.“ Der Graf ist „weltmännisch gebildet“. Seine Ferien bringt er regelmäßig in London zu. Er ist originaler Denker, vor allem auch auf dem Gebiet des Religiösen. Das bringt ihn bei aller kirchlichen Treue — er ist von Bekenntnis Lutheraner — in manche Dissonanz mit der kirchlichen Tradition.

Hedwig von Redern hat lange Zeit an dem psychologischen Rätsel herumgeraten, daß dieser hochgebildete Mann seine Bekehrung einem Traktat zuschreibt, der ihm im Sommer 1858 beim Spazierengehen in die Hand gedrückt wurde.

Der Graf setzt seine Hoffnung in bezug auf die

religiöse Zukunft Deutschlands stark auf eine neue Bewegung, die man Gemeinschaftsbewegung nennt. „Sie will die Einheit des Protestantismus auf einer höheren Basis als der der ‚formulierten konfessionellen Bekenntnisse‘ erstreben. „Das scheint dem Grafen ganz und gar nicht Schwärmerei zu sein. Seiner Schülerin auch nicht. Der Graf sagt: „Ich bin immer erst Christ, dann evangelisch und erst in dritter Linie Lutheraner gewesen.“ Das leuchtet seiner Schülerin wunderbar ein. Er bekennt weiter: „Ich suchte mir zu allen einzelnen Lehren die Stellen in der Bibel zusammen und schrieb sie auf. So lernte ich nicht nur Schriftlehren, sondern meine Glaubenslehre baute sich ohne menschliche Dazwischenkunft auf die Schrift auf.“ Das findet seine Schülerin einfach, richtig und zweckmäßig.

Der Graf Bernstorff steht ganz in der neuen Bewegung um ihrer Grundgedanken willen: „1. Daß der Mensch sich bekehren müsse. 2. Darum muß auch bewußt darauf hingearbeitet werden, daß die Ungläubigen sich bekehren. Das sollte jeder Pastor als seine Hauptaufgabe ansehen; aber es ist nicht nur die Pflicht des Pastors, sondern jedes gläubigen Christen. Außerdem hat der Herr in letzter Zeit das Evangelistenamt seiner Gemeinde wiedergeschenkt. 3. Mit dem in der Kirche der Reformation anerkannten Prinzip des allgemeinen Priestertums muß Ernst gemacht werden. 4. Wenn der Mensch sich bekehrt hat, soll er der Heiligung nachjagen. Der Herr gibt Überwinderkräfte. Darum müssen die Gläubigen gepflegt . . . werden. Sie haben sich zu diesem Zweck in der Gemeinschaft zusammenzutun.“

Der Graf entfaltet neben seinem Amt, dem ja natürlich zuerst seine Zeit und Kraft gehört, eine unglaublich große Aktivität im Dienst dieser neuen Bewegung. Hedwig von Redern wird nach und nach seine Mitarbeiterin. Sie staunt, wieviel Fäden er in seinen Händen hält und sie darin sich weiterspinnen läßt.

Aber der Graf Bernstorff ist nur einer in einem Kreis von vielen, auf die das Dichterwort zutrifft: „Tausend fleiß'ge Hände regen, helfen sich im muntern Bund, und im feurigen Bewegen werden alle Kräfte kund.“ —

H. v. R. lernt die andern auch kennen. Da ist noch ein Aristokrat von reinstem Wasser: Graf Eduard von Pückler. Er ist nun wieder so ganz anders als Bernstorff. Der ist die Ausgeglichenheit selber. Pückler weiß mit seinem Übermaß von Enthusiasmus zuzeiten nicht wohin. Aber hier ist eine gewaltige Hingabe an ein Werk, das auf tieferen Quellen als denen des Enthusiasmus beruhen muß. Der Mann plagt sich Tag und Nacht, sagt man in Berlin, wenn man von ihm spricht. Sein großes Einkommen opfert er fast restlos dem Werk der „Evangelisation und Gemeinschaftspflege“. Im Westen Berlins entsteht durch ihn das Vereinshaus St. Michael, und in seinem großen Saal ist der Mittelpunkt des neu erwachten Gemeinschaftslebens der Reichshauptstadt. Im Norden, im Herd des marxistischen Wühlens, kauft er das Tanzlokal „Fürst Blücher“ und macht es zu einem christlichen Vereinshaus. Man muß sich erst an die impulsive Art des Auftretens dieses Grafen gewöhnen, und restlos kann man sie sich nicht erklären; aber wenn man ihn beten hört, so kommt es einem vor, als sähe man wie der Knabe Elisa den Berg voll feuriger Wagen und Rosse. So geht es auch Hedwig von Redern. —

Sie lernt den Oberstleutnant von Knobelsdorff kennen, der so ergreifend erzählen kann von seiner schweren Lebenskrise und der erfahrenen Rettermacht des Heilandes, der von sich aus den Wein nicht lassen konnte, und dem nun, nachdem er endgültig von ihm frei geworden, wenn er zu den Leuten aus dem Volke spricht, das Aufleuchten einer großen Hoffnung in so vielen müden Augen entgegenschlägt. —

Sie lernt Toni von Blücher kennen, eine von den

eifrigen neuen „Stadtmissionarinnen“ in Berlin. Es gab eine Zeit, wo sie sich vor deren plötzlichem Bekehrungserlebnis „gegraust“ hat. Es war kaum zum Anhören: „Am 24. April 1875 geschah es. Ich kam nach Hause nach einem Vortrag über das Thema, was der Heilige Geist tut, um das Opfer Christi klarer und kräftiger zu machen. Ich zog mich in mein Zimmer zurück und rang danach, daß ich durch die enge Pforte eingehe. ‚Herr, jetzt oder nie!‘ rief ich aus. Das Jetzt ward erfüllt mit einem neuen Leben in mir, das Christus Jesus mir geschenkt hat; ich stand von meinen Knien auf und begann sogleich für den Herrn zu arbeiten.“

Die Zeit ist vorbei, wo Hedwig von Redern sich an der Frage zermürbt hat: wie kann man nur so etwas so plötzlich erleben? Sie weiß: der Geist Gottes wirkt, wie er will, und der himmlische Herr hat mehr als eine Art, die Menschen in seine Nachfolge zu ziehen. Aus der Verbindung mit der tatkräftigen, mütterlichen Toni von Blücher erwächst Hedwig von Redern eine große Anregung. —

Ehe sie sich's versieht, ist H. v. R. mitten in diesem Arbeitskreis selbst eine der Beschäftigtsten. Von rechts und links wird ihr ein Dienst zugeschoben. Der Graf Bernstorff benutzt sie bei seinen neuen literarischen Arbeiten als seine rechte Hand, die mütterliche Freundin Toni von Blücher nimmt sie mit auf ihren Gängen zu Familien der Postboten, Pferdebahner und Schutzleute. Da lernt sie die Welt kennen. Dem Grafen Pückler hilft sie, sein St.-Michael-Liederbuch zusammenzustellen.

Berufen zum Dienst

Die Blankenburger Konferenz im Jahre 1897 bleibt in der Geschichte der neuen Erweckungsbewegung und in den Herzen vieler ihrer Teilnehmer in unvergäng-

lichem Glanz als eine besondere Gnadenstunde Gottes leuchten.

Hedwig von Redern sitzt in der neuen Konferenzhalle und singt ein ihr bis dahin noch unbekanntes Lied mit, das die Gründerin des Blankenburger Werkes aus dem Englischen übertragen hat, und das ihr wunderbar das Herz bewegt:

Herr, wir loben deine Gnade,
daß du uns für dich gewannst,
rein'gend, rettend und erfüllend,
so, daß du uns brauchen kannst.

Nur Gefäße, heil'ger Meister,
doch gefüllt mit deiner Kraft,
laß von dir und durch uns strömen
Liebesmacht und Lebenssaft!

Leer, damit du ganz uns füllest
als Gefäße deiner Hand
und mit keinem andern Siegel
als nur dem: von dir gesandt!

Sie hört den Engländer F. B. Meyer reden:

„Es ist ein Jammer, daß die meisten gar keine Ahnung davon haben, was der Herr von uns erwartet und fordert, nämlich unser ganzes Leben in die Hand zu bekommen. Deswegen haben wir solche Konferenzen, um darin die ganze Fülle und Einfachheit dessen in den Vordergrund zu stellen, was der Herr von den Seinen erwartet und ihnen bietet. Wir wissen wohl alle, was die Wiedergeburt in sich schließt — aber haben wir uns nicht je und je damit begnügt, daß wir's eben so lehren? In den ersten Jahren meiner Wirksamkeit habe ich mich da, wo ich zu kurz kam, damit zu entschädigen versucht, daß ich um so mehr von meinen Zuhörern verlangte. Ich ermahnte sie zu einer völligen Auslieferung und machte damit selbst noch zu wenig Ernst. Zehn Jahre lang reichte das Niveau meiner Lehre viel höher als meine Erfahrung

und Handlungsweise. Jeder weiß ganz gut, was ihn aufhält, ein solcher Zeuge für Christus zu sein, der in der Kraft aus der Höhe steht. Ich rede hier nicht als einer, der besser wäre als ihr; ich weiß: ich bin einer der schwächsten und sündigsten Menschen, und mein einziger Beweggrund, ändern zu helfen, ist der, daß ich stets versucht habe, mein eigenes Herz Jesu gegenüber offenzuhalten. Und wenn er durch uns ändern helfen soll, so muß unser Herz zuerst ganz ruhig werden in ihm, so daß Jesus durch uns so arbeiten kann, wie der Vater einst durch ihn wirkte. Was mich zu dieser Stellung geführt, war Godets Kommentar zum Johannes-Evangelium. Ich war ganz überwältigt, als ich an Johannes 5 kam und einsah, wie der Herr Jesus seine eigenen Pläne immer beiseite setzt und sich dem Vater hingibt, damit der Vater durch den Sohn arbeiten könne. Dann habe ich den Ausspruch verstehen gelernt, welcher der Schlüssel zum ganzen Evangelium ist, daß, wie der lebendige Vater ihn gesandt hat, so wir durch ihn gesandt werden sollen.

Der Herr wolle uns alle zu Kanälen machen, durch die lebendige Ströme fließen, damit wir nicht mehr versuchen, *für Gott* zu arbeiten, sondern ihn *durch uns* wirken lassen!“

Das sagt der Londoner Pastor mit einer ergreifenden Unmittelbarkeit.

Einer ihrer Berliner Freunde stellt Hedwig v. Redern F. B. Meyer vor. Sie unterhalten sich lange. Er erzählt ihr von seiner ausgedehnten Londoner Gemeindegemeindearbeit.

Nachher geht sie in tiefem Sinnen dem Schwarzatal zu. Für die paradiesische Landschaft, die sich rings um sie aufbaut, und die sie bei ihrer Ankunft in Blankenburg so entzückt hat, hat sie diesmal kein Auge. Ihr Geist erlebt die große Stunde: Der Meister ist da und ruft dich! Später schreibt sie: „Blankenburg hat ihr im Jahre 1897 die große Gewißheit gebracht, daß Gott sie für seinen Dienst brauchen will, so untüchtig

sie von sich aus sei, daß er ihr aber für diesen Dienst die Gabe des Heiligen Geistes schenkt und sie dadurch tüchtig macht.“

Nun wird ihr Leben auf die Höhe eines selten vielseitigen und ungewöhnlich fruchtbaren Dienstes gehoben. Sie dient als Dichterin, als Schriftstellerin, als Schriftleiterin, als soziale Helferin, als Stadtmissionarin, als Organisatorin christlicher und humanitärer Werke. Die Fülle dieser Arbeiten könnte den Zuschauer fast verwirren, aber sie selbst geht fest und unbeirrt in dem allen durch Jahrzehnte ihren Weg. Sie weiß gar nicht, was sie alles schafft; ihr gesamtes Arbeiten geht in einer ergreifenden Schlichtheit des Sinnes dahin.

„Eine Feder in Gottes Hand“

Der väterliche Freund, Graf Bernstorff, hat ihre flüssige Feder zuerst entdeckt. Er gibt ein christliches Blatt heraus, die „Friedenshalle“, und eines Tages schreibt sie auf seine Anforderung aus ihrem eigenen Erleben, aus ihrem Dienst in Krankenhäusern eine kleine Erzählung: „Fäden in Gottes Hand.“ Sie ist so gut geraten, daß man dieser neuen Autorin gleich noch andere Aufgaben an dem Blatt des Grafen anvertraut.

Das eben genannte Jahr 1897 bringt aber auch diese Gabe erst voll zur Entfaltung.

Es gibt ein Gedicht von H. v. R., das mit den Worten beginnt: „Ich möchte eine Feder sein in meines Gottes Hand.“ In einem ihrer späteren Bücher schreibt sie: „Wenn Gott eine Feder nimmt und mit dieser Feder schreibt, dann vertraut ihm diese Feder, daß er hineinströmt, was gerade sein Geist den Gemeinden sagen möchte. Und darum ist's mein Gebet, daß Gott auch durch schlichte Darstellung zu den Lesern rede.“

Schon im Jahre 1894 hat sich H. v. R. überreden lassen, eine kleine Sammlung von Gedichten drucken

zu lassen: „Schlichte Lieder für schlichte Leute.“ Jetzt folgen weitere Bändchen in rascher Aufeinanderfolge und mit verschiedenen Titeln. Ehe sie sich's versieht, ist ein Dutzend voll.

Seit 1899 erscheint das Blatt „Wehr und Waffe“. Es ist aus ihrer Sonntagsschularbeit herausgewachsen und ein Kinderblatt. Gerade im persönlichen und so vertrauten Verkehr mit den Kindern hat sie die Kinderseele in ihren geheimnisvollen Regungen kennengelernt und dient ihr nun sechsunddreißig Jahre hindurch, im Alt- und Älterwerden der Jugend doch stets nahe bleibend. Man hat gesagt, daß in den sechsunddreißig Jahren jede Nummer des Blattes „Wehr und Waffe“ stets ein „Neues“ gewesen sei. Das hat sie oft mit Freuden bezeugt, wie unaussprechlich glücklich die Berufung zum Dienst sie machte, „Kinderseelen dem Heiland zuzuführen“.

Lange Zeit, drei Jahrzehnte hindurch, gibt H. v. R. mit dem Grafen Bernstorff zusammen den Kalender „Zeit und Ewigkeit“ heraus. Die alten, zerlesenen Bände werden in vielen Häusern als kostbares Gut der Vergangenheit aufbewahrt.

Die Jahrhundertwende war die Zeit, in der eine ganz neue christliche Presse entstand, der Organisation nach in wechselnden Variationen. — Ein christlicher Schriftenbund wurde gegründet. Graf Bernstorff stützte geldlich das Wochenblatt „Die Warte“, H. v. R. war jahrelang die Leiterin. In den nachfolgenden religiösen Hochströmungen von 1905 und 1907 hat gerade diese Arbeit ihr eine unendliche Mühe gebracht. — Den Polizeibeamten schenkte sie eine hingebende Arbeit an dem Blatt „Allezeit bereit“.

Die Mystiker

H. v. R. bringt als Christin und Schriftstellerin dem Mystizismus des Mittelalters und überhaupt des gläubigen Katholizismus eine große Liebe entgegen.

Hedwig von Redern ist auch einmal in Sachsln gewesen. An den Ufern des Sarner Sees mitten im Herzen der Schweiz, umgeben von den gewaltigen Felsenmauern und unnahbaren Firnen der Alpen. In der schönen Kirche dieses Ortes ruhen die Gebeine des Mannes, den die schweizerische Eidgenossenschaft als einen ihrer nationalen Helden verehrt: Nikolaus von der Flüh.

Vor 500 Jahren, als dieser Mann lebte, war einmal der Bestand der Eidgenossenschaft aufs höchste gefährdet. Die Verteilung der Beute aus einem gewonnenen Krieg und einige andere politische Fragen erbitterten und zerrissen die Gemüter so, daß man im Zorn gegeneinander entbrannte. Ein Bürgerkrieg drohte auszubrechen. Da brachte es das Eingreifen dieses Nikolaus von der Flüh zustande, daß der Sturm sich legte, die Gemüter sich in Frieden versöhnten und die Geister sich im gegenseitigen Verstehen begegneten. In einer Stunde war die ganze diplomatische Aktion erledigt, der Streit geschlichtet, die Sache selbst geordnet, das Staatswesen in seiner Einheit erhalten. Die Glocken hoben im ganzen Schweizerland an, sich im jubelnden Festgeläute höher und höher zu schwingen. Die Menschen stimmten von Alp zu Alp, von See zu See ihre schönsten Freudenlieder an. Kein Staatsmann hatte je einen so glänzenden Erfolg zu verzeichnen wie dieser einfache Landmann. Die Schweiz weiß das, und deshalb feiert sie ihn eben als einen ihrer Nationalhelden.

Und doch war er kein „Weltmann“. Er lebte als Bürger einer andern Welt. Die Kirche seines Pfarrdorfes, die über seinen Gebeinen erbaut ist und auf hohen, schwarzen Marmorsäulen weit ins Land hineinschaut, zeigt in ihrer Vorhalle das Bild dieses edlen Mannes, der „Patriarch und Richter“ seiner Volksgenossen war. Und unter diesem Bild stehen die eigenartigen Worte: „Durch die aus- und eingehenden

Strahlen Gottes betrachtete Nikolaus von der Flüh, wie alles von Gott herkommt und wieder dahin zurückkehrt. Dieses göttliche Angesicht war das Buch, worin er zeit seines Lebens studiert hat.“

Hedwig von Redern liest diese Inschrift und kommt in tiefes Sinnen. Was ist eigentlich das religiöse Erleben der Menschenseele? Ja, dies: Lerne deinen Gott kennen! Sie sagt sich, daß das die eine Lektion ist, die auch ihr gestellt ist. Sie sagt sich, daß, wer Gott kennt, auch die Quelle immer neuer Kraft hat. Sie sagt sich, daß das vielleicht das größte Wunder in der Welt ist, wenn ein Menschenherz durch die Gnade, seinen Gott zu kennen, so fest, so ruhig, so friedevoll wird, daß es weder dem Leben mit seinen mannigfaltigen Stürmen, noch dem Tod gelingt, es wankend zu machen. So wird auch der schwerste und steilste Weg durch die Wüste hindurch ein Herrlichkeitsweg.

Das Leben des Bruders Nikolaus gräbt sich tief in ihren Geist: „Bei deinem natürlichen Licht kannst du dich selbst nicht erkennen, und so gibt sich dir Gott auch nicht zu erkennen; denn das natürliche Licht in dir leuchtet wie der Mond, der ab- und zunimmt. Aber das Licht von oben, die Gnade, leuchtet wie die Sonne und übertrifft an Glanz, Klarheit und Reinheit alle andern Lichter.“

Da findet sich H. v. R. mit den Mystikern des Mittelalters und den Vertretern des gläubigen Katholizismus späterer Zeiten eins in der Losung: „Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!“

So war es bei Nikolaus von der Flüh. Von Schritt zu Schritt trat er Gott immer näher. Er suchte ihn immer wieder neu. In einem heißen Ringen um eine göttliche Lebensgestaltung drang er stets tiefer hinein in das, was die Schrift ein „verborgenes Leben mit Christo in Gott“ nennt. Sein tägliches Gebet war: „Herr, mein Gott, nimm alles von mir, was mich abwendet von dir! Herr, mein Gott, gib alles mir, was

mich fördert zu dir! Herr, mein Gott, nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir!“

Dieses Herzensgebet drückte sich schon äußerlich in seiner Einrichtung aus, die er seiner Klausur gab. Eins der Fensterlein, das er in sie hineinbauen ließ, ging nach oben; es gab ihm Licht vom Himmel. Und durch ein anderes konnte er mit denen leben, die bei ihm Rat, Trost und Hilfe suchten. Nur wer Gott nahe ist, nur wer in der Gemeinschaft mit ihm lebt, kann den Menschen das sein, was er ihnen sein soll; er wird ihnen dann mehr als ein sozialer Reformator, mehr als ein sittlicher Erzieher, er wird ihnen dann wirklich Bruder, er wird ihnen Licht, das da leuchtet, Salz, das da würzt. Er steht wie ein Baum des Lebens unter ihnen, und die Menschen um ihn herum dürfen die reifen Früchte genießen, die an ihm wachsen.

H. v. R. umschreibt dies „Näher, mein Gott, zu dir!“ in ihrer innigen, herzswarmen Sprache etwas anders:

Näher, noch näher, völl'ger und frei,
bis alles eigene Ringen vorbei,
bis all mein Leben dein Abglanz ist
und du, Herr Jesu, mein alles mir bist!

Diese Losung gibt ihr die tiefe Verbindung mit den wirklichen Christen aller Zeiten.

Sie macht nun eingehende kirchengeschichtliche Studien. — Neanders Kirchengeschichte, ein dreiunddreißigbändiges Werk, an das sich die Fachmänner nur mit einem gelinden Grausen heranwagen, weil es gar zu umständlich geschrieben ist, wird von ihr durchgearbeitet. Sie liest darin:

„Das Reich Gottes bildet in seinem Entwicklungsgang von Anfang bis zu Ende ein zusammenhängendes Ganzes, und es strebt nach sicherem Gesetze zu seiner Vollendung hin, es trägt in der Vergangenheit den Keim der noch verhüllten Zukunft. Der Geist des Reiches Gottes erzeugt daher in denjenigen, welche von

demselben erfüllt sind, ein prophetisches Bewußtsein. Ahnungen in Beziehung auf das große Ganze der Entwicklung, welche von der Weissagung einzelner, nicht notwendig damit zusammenhängender Ereignisse verschieden sind. — So können wir in solchen Erscheinungen des 12. und 13. Jahrhunderts Vorzeichen, Weissagungen der Reformation und wohl auch noch fernerliegender Entwicklungsepochen erkennen.“

Da macht sich H. v. R. daran, auch ihrerseits zu der Erkenntnis des wundersamen Entwicklungsganges der Reichsgottesgeschichte einen kleinen Beitrag zu geben. Sie schreibt Lebensbilder von Franz von Assisi, Katharina von Siena, Madame Guyon, dem Erzbischof Fénelon, Nikolaus von der Flüh usw. Für diese literarische Tätigkeit macht sie umfassende Quellenstudien in mehreren Sprachen. „Während des Schreibens“, bezeugt sie, „wurde mir das gemeinsame Band so köstlich, welches die Glaubenszeugen aller Zeiten, aller Länder und aller Stände verbindet, ja welches die streitende und die triumphierende Gemeinde einander so nahe rückt, als könnte man sich fast die Hände reichen mit denen, die vor uns und gleich uns am Reiche bauten, Seelen retten halfen und den Namen Jesu zu verherrlichen trachteten. Unsere Gegenwart wurzelt ja in der Vergangenheit, wir bauen auf dem Grunde, den andere vor uns mit vielen Kämpfen und großem Glaubensmut, mit Darangabe ihres Lebens und Seins legten.“ —

Heute zeigt sich uns das Wesen der Mystik auch von einer andern Seite. Wir haben — wenn wir es nicht früher schon sahen — gemerkt, daß es nicht nur eine geistliche (pneumatische), sondern auch eine see-lische Mystik gibt, und daß diese Mystik aus der „inneren Schau“, aus dem Erleben der „Seele“ direkt ins unverhüllte Heidentum, ja ins Antichristentum führen kann.

Für H. v. R. stellte sich das Wesen der Mystik

ungleich einfacher dar. Sie schrieb einmal: „Der selige Bischof Sailer aber hat auf die Frage: ‚Was ist Mystik?‘ die Antwort gegeben: ‚Erfahrungstheologie.‘ Das Treffende dieser allgemeinen Bestimmung wird durch die Geschichte der Mystik bestätigt. Wo und wann auch immer der Geist Gottes im Glauben oder im Leben der Kirche auf dem einen Grund, der da gelegt ist, etwas wahrhaft Neues geschaffen hat, da hat sich gleichzeitig als Zeugnis für die reichere Erfahrung von den göttlichen Dingen die tiefbewegte Predigt mystischer Lehrer vernehmen lassen.“ —

H. v. R. gehörte in ihrer geistlichen Einfalt zu den beneidenswerten Naturen, die wie eine Biene aus allen Blumen Honig saugen können.

Von Mensch zu Mensch

Eine bekannte Persönlichkeit der christlichen Liebestätigkeit in unserm Vaterland, der von Haus aus Gelehrter und Schriftsteller war, sagte von sich: „Ich will nicht unter Pergamenten verkümmern, ich will mich lieber als Scharpie zerrupfen und in die große Wunde der Zeit hineinlegen lassen.“ Ähnlich denkt Hedwig von Redern. Die Aufgaben am Schreibtisch häufen sich von Tag zu Tag; aber sie will im Strom des Lebens bleiben, sie will die Menschen in ihren Nöten kennenlernen und ihnen in ihren Nöten dienen.

In der großen Bescheidenheit ihres Wesens fürchtet sie aber Fehlgriffe, wenn sie nach eigener Wahl darauf losgeht. Deshalb schließt sie sich an Ältere, Erfahrenere an. Es sind überhaupt die lichtesten Farben an ihrem Charakterbild, daß sie immer und überall suchte, Mitarbeiterin zu sein; ihr lag die schwierige, verborgene, so wichtige, aber so wenig begehrte Partie der „zweiten Geige“ durchaus.

Deshalb ist sie eine personifizierte Nothilfe. Sie läßt sich überall ihre Dienste anweisen. Wir hörten

schon, daß Fräulein von Blücher sie zu den Postboten geführt hat, dann kommen die Pferdebahner, die Schutzleute daran.

In ihrem selbstgeschriebenen Lebenslauf heißt es: „Sie konnte leichter mit Männern als mit Frauen umgehen und auch ihnen helfen.“

Aber die Frauen, die von ihrer hilfreichen Hand profitiert haben, würden vielleicht gegen diesen letzten Satz protestiert haben.

Vielleicht auch die Genossinnen ihrer Liebestätigkeit, die, die sie in die Arbeit an den Frauen in der verschiedenen Gestalt eingeführt haben.

Da ist vor allem Margarete von Oertzen.

Margarete von Oertzen (M. v. O.) ist auch Schriftstellerin. Sie ist auch denselben Weg der inneren Entwicklung gegangen und hat in derselben religiösen Bewegung ihre geistliche Heimat gefunden. Sie ist auch eine Sängerin, die eine vom König selbst gestimmte Harfe hat. Sie ist wie in ihrem Leben, so auch in ihren Liedern der Muse Hedwig von Rederns gleichzustellen.

Es ist ein Ton, auf den beide ihre Lieder gestimmt haben, das apostolische Bekenntnis: „Als die nichts haben und doch alles haben.“ Eine der inhaltlich und auch der Form nach wertvollsten Dichtungen sind die Verse von H. v. R.:

Wir haben eine Speise, der Welt hier unbekannt.
Wir haben einen Schatten im heißen Sonnenbrand.
Wir haben eine Quelle, die niemals je versiegt.
Wir haben Kraft zum Tragen, die keiner Last erliegt.

Wir haben einen Tröster voll heiliger Geduld.
Wir haben einen Helfer von liebevoller Huld.
Wir haben eine Freude, die niemand von uns nimmt.
Wir haben eine Harfe, vom König selbst gestimmt.

Wir haben eine Zuflucht in jedem Sturm und Not.
Wir haben einen Reichtum, der nie zu schwinden droht.
Wir haben eine Gnade, die alle Morgen neu.
Wir haben ein Erbarmen, das mächtig ist und treu.

Wir haben hier die Fülle, seitdem der Heiland kam.
Wir haben dort ein Erbe, so reich und wundersam.
Wir haben Glück, das leuchtend und unbeschreiblich ist.
Wir haben alles, alles, in dir, Herr Jesu Christ!

Das schönste, unvergängliche Lied von M. v. O. ist bestimmt das:

Und wär' ich wie ein dürres Land,
wie Tau willst du mir sein,
und wär's bis in die Seele kalt:
du bist mein Sonnenschein;
und läg' ich schon im Todesbann:
mein Leben bist ja du!
Und wär' mein Herz ein tobend Meer:
du, Herr, bist meine Ruh'!

Und wär' die Sünde blutigrot:
ich wag' mich doch zu dir,
dein Heilandsherz ruft Sündern ja:
Kommt alle her zu mir!
Und ob der Tod die kalte Hand
nach meiner Seele streckt:
du bist's, der wie mit Flügeln dann
dein schwaches Kühlelein deckt.

O Heiland, alles, alles hat
dein sel'ges Kind an dir;
wenn deine Nähe mich berührt,
ist alles Dank in mir!

Das ist das: in uns selbst nichts, in ihm alles!

Und nun schließen diese beiden verwandten Geister ihren Freundschaftsbund nicht für sich selbst und zum Austausch ihrer persönlichen Interessen, sondern einen Dienstbund, also einen „Freundschaftsbund zum Besten anderer“. Wer will ermessen, wieviel Segen daraus entsprungen ist! Schon im Jahre 1888 haben sie sich kennengelernt auf dem Basar für die Armen der Matthäi-Gemeinde. An einem dunklen Novembertag geschah dies. Aber viel Licht ging nachher von dieser ersten Begegnung aus. Viereinhalb Jahre später, am 3. März 1893, beginnt die erste gemeinsame Arbeit im Besuch der Kranken im Moabiter Krankenhaus.

Dann schloß sie auch Freundschaft mit Fräulein Wasserzug, Bibelhaus Malche, und durch sie kam sie in weitere Beziehungen zum Reich Gottes und zum Missionsdienst. Mit dem neuen Jahrhundert kam ein neuer Missionstrieb, kam die Gründung des Bibelhauses, des Deutschen Frauenmissions-Gebetsbundes, woran sie Anteil hatte. Mit der ihr immer näher verbundenen Kusine Gräfin Elisabeth Waldersee stand sie in allen diesen Arbeiten gemeinsam da. Als Mitbegründerin des Deutschen Frauenmissions-Gebetsbundes besuchte sie dessen Konferenzen, mußte auch dort sprechen, was ihr erst fast unüberwindlich schien und sehr befangen geschah.

Ihr ältester Bruder schreibt über diese Zeit:

„1904 begannen die Bibelstunden mit den Schutzleuten, ihren ‚blauen Söhnen‘. General von Schultzen-dorf wurde Vorsitzender. Etwa dreißig Mann versammeln sich in der Wohnung von H. v. R's Mutter. Nach dem Heimgang von Frl. v. Blücher 1906 gehen die Gebetsstunden für Reichsgottesarbeiterinnen, an denen H. v. R. teilnahm, aus der Hohenstaufenstraße in die Wohnung von Exz. von Schultzen-dorf über. Fräulein von Hennigs, Putlitzstraße; Frau Bartsch, geb. von Arnim, Savignyplatz; Frau von Knobelsdorff; Gräfin Pfeil, Hausdorf; Elisabeth Braacht; Gräfin Waldersee, meist fünfzehn bis zwanzig Frauen, als einziger Mann der blinde Hausherr. Die Leitung wechselte, bis H. v. R. sie schließlich ganz übernahm, bis sie 1919 Berlin verließ und das Haus sich durch Tod der Eltern Schultzen-dorf schloß. Zum Schluß trat sie noch in ein neues Arbeitsfeld, indem sie mit Frau Pastor Zeller die Zigeunermission übernahm.“ —

Im Strom aller dieser Arbeit aber bleibt ihr die Arbeit an sich selbst in der treuen Hingabe an die Zucht des Heiligen Geistes die Hauptsache; darüber schreibt sie:

„Sie wußte, welche Arbeit sie mit ihren Sünden

ihrem Gott machte, und wie die Erlösung vom Ich schwerer ist als die Erlösung von der Welt, besonders wenn dieses Ich nun einmal christlich geworden ist. Die Liebe Christi konnte nur ganz allmählich durchbrechen, und es gab manche innere Kämpfe durchzukämpfen. Gott aber hat sein Kind sehr geduldig und freundlich geführt.“

Leiden

Ein Wort der Madame Guyon, deren Lebensgeschichte Hedwig von Redern ja auch schrieb, prägt sich ihr immer tiefer ins Herz ein: „Im Alten Bund prüfte Gott seine geliebtesten Diener durch große Drangsal, und hinterher überschüttete er sie mit Gütern und Glückseligkeit in dem Maße, in dem er sie geprüft hatte. Nicht also ist es im Neuen Bund, wo Jesus Christus um unsertwillen seine Seele aushauchen wollte. Seine geliebtesten Diener müssen ihm gleich werden, und darum erhebt er sie nicht aus dem Staube während ihres Lebens, sondern hat Wohlgefallen daran, zu sehen, wie sie unter Kreuz, Hohn und Verfolgung dahinscheiden. Er handelt so mit ihnen, damit sie gleichförmig werden dem Ebenbild seines geliebten Sohnes. In der Ewigkeit wird uns das erst vollkommen klarwerden.“

Warum prägt sich dieses Wort so tief ins Herz Hedwig von Rederns ein? Weil es der Schlüssel zum Verständnis des fast unsäglichen Leidens wird, das sich in ihr eigenes Leben hineinsenkt.

Es ist dies Leiden zunächst der Anteil einer Einzelpersönlichkeit an dem Leiden einer Gesamtheit. Die Nöte, die in Krieg und Revolution über ihr geliebtes deutsches Volk gehen, erfassen und erschüttern ihre priesterliche Seele aber doppelt und dreifach.

Die Kriegsjahre selbst haben sie in die Lazarette geführt, wo das Elend der Schlachtfelder sich ihr in

nur notdürftig verhüllter Gestalt zeigt; aber sie darf doch manche köstlichen Erfahrungen machen, wie sie selbst berichtet. Schwerer trifft sie der Zusammenbruch, der Hunger, der Tod so vieler blühender Leben in ihrer nächsten Umgebung. Am 23. Februar 1919 fällt die Mutter der heimtückischen Seuche zum Opfer, die zu der Zeit so viele plötzlich hinwegrafft: Grippe mit Lungenentzündung. Fast 53 Jahre hat H. v. R. mit der Mutter zusammengelebt. Seitdem so viele Aufgaben von draußen her sie gerufen, war es nicht immer leicht für sie gewesen, dem Willen der Mutter gerecht zu werden, die sie am liebsten ganz im engsten häuslichen Kreis festhalten möchte. Nun ist sie zwar freier; aber die über ihr eignes Leiden so wenig Worte machte, schreibt: „Der Tod der Mutter war ein Schwert, das tief schnitt.“

Als sich der Heimgang der Mutter zum erstenmal jährt, steht sie an der Leiche ihres jüngsten Bruders, der an derselben Krankheit stirbt, die die Mutter den Geschwistern geraubt. Es ist aber schon der dritte Todesfall innerhalb eines Jahres. Drei Wochen vorher ist der geliebte zweite Bruder an Typhus hinweggerafft worden.

Große Seelen dulden still. Die wenigen Sätze, die Hedwig von Redern in ihrem Lebenslauf dieser schweren Leidensperiode widmet, deuten nur für Verständnisvolle den Grad der Hitze der Trübsal an: „Heta fühlte sich selber krank, dachte aber, es käme durch all das Leid. Es stellte sich aber bald heraus, daß eine Operation nötig war, die zweimal, im April und Anfang Mai, im Städtischen Krankenhaus in Potsdam vor sich ging, ihr zum Schmerz nicht mit dem Abschied von der Welt endend.“

Ihr Lebensschifflein gleicht in dieser Zeit einem Boot, das auf stürmischer See zwischen Klippen hin- und hergeschleudert wird, und von dem man erwarten muß, daß es im nächsten Augenblick an einer dieser Klippen

zerschellt. Es zerschellt aber nicht, es wird von einer geheimnisvollen Macht daran vorbeigetragen und findet wieder eine freie Bahn.

Das sind die Erfahrungen Davids, die er in seinen Psalmen widerklingen läßt. Auch Hedwig von Redern schreibt in dieser Zeit ihre „Leidenspsalmen“. Einer davon ist überschrieben: „Mein Gott!“

Du führst durch tiefe Dunkelheiten,
mein Gott, ich kann dich nicht verstehn;
ich weiß, du willst die Deinen leiten
und kann doch deinen Weg nicht sehn.

Die eigne Kraft ist mir zerrieben
in langem, hoffnungslosem Streit,
und nichts ist mir danach geblieben
als tiefes, banges Herzeleid.

Mein Gott, wenn Menschenkraft zu Ende
und Mannesmut zuletzt versiegt,
reckst aus du deine starken Hände,
ich weiß, zu dem, der unterliegt.

Dein Weg ist dieser Weg der Schmerzen;
dein Ruf dringt auch durch Nacht und Not,
du neigst dich zum zerschlagenen Herzen,
zum Schiffer, der zu sinken droht.

Drum komme ich mit meiner Bürde,
drum bringe ich dir meine Last;
ich weiß, daß sie erträglich würde,
sobald du sie für mich erfaßt.

Nimm meinen Stolz, nimm meinen Willen,
ja, nimm mich selbst und gib mir Ruh';
dem Sturm gebieten und ihn stillen,
kannst, starker Heiland, einzig du!

Du hast im wirren Weltgetriebe
für mich ein ew'ges Ziel bereit;
Herr, trage mich mit deiner Liebe
durch alle Drangsal dieser Zeit!

Diese Liebe trug sie wirklich durch.

Auf der Wanderschaft

Die drei Todesfälle bedeuten für Hedwig von Redern immer wieder ein Abbrechen ihres Zeltens. Aus dem verödeten Heim, in dem sie mit der Mutter gelebt, zieht sie aus in das Haus eines ihrer Brüder. Als nach dessen Tod auch dieses Hauswesen aufgelöst wird, öffnet sich ihr drei Wochen nach ihrer Operation das Haus ihres Vettters Putlitz in Berlin. Kaum hatte sie sich dort aber eingerichtet, so kommt der Ruf ihres ältesten Bruders, zu ihm nach Wiesbaden zu ziehen. Er ist bisher Präsident der Waldeckschen Landesregierung gewesen, hat aber nun ein hohes Staatsamt in Wiesbaden übertragen bekommen. Wenige Tage vor Weihnachten 1920 sind die Geschwister in der schönen Bäderstadt, die aber leider „besetztes Gebiet“ ist, notdürftig eingerichtet. Fremdes Kriegsvolk hält seine Paraden unter den Fenstern ab, hinter denen der Bruder arbeitet. Dumpf hallen die Schläge der Pauken hinauf. Sie mahnen ihn und die Schwester daran, daß ihres Bleibens nicht lange sein wird.

Im Jahre 1923 kommt der längst erwartete Donner Schlag. Der Regierungsvizepräsident muß binnen zwei Stunden die Stadt verlassen, seiner Schwester werden drei Tage zugebilligt, um das Nötigste des Umzugs zu bewerkstelligen.

Was sind drei Tage in einer Zeit, in der alles Verkehrswesen stockt! Hedwig von Redern erlebt in diesen drei Tagen mehr vom Elend und der Unzulänglichkeit der irdischen Dinge, als sie sich merken läßt.

Sie ist aber nicht im Stich gelassen. Es gelingt mit Gottes Hilfe, trotzdem sich auf Schritt und Tritt Widerstände entgegenstellen, den gemeinsamen Hausrat 250 Kilometer weiter im Speicher einer Transportfirma in Kassel unterzubringen. Die übrigen Geschäfte werden von dem nahen Frankfurt a. M. abgewickelt, und nachher sieht sie den verbannten Bruder in Schön-

walde bei Spandau im Haus ihrer verheirateten Schwester wieder. „Es war“, schreibt H. v. R., „die schreckliche Inflationszeit, in der ein Zahnarztbesuch 135 000 Mark kostete und man nicht wußte, wie mit den Geldsprüngen Schritt halten.“

Hedwig von Redern behält aber auch auf der Flucht ihre Elastizität, oder vielmehr, diese Elastizität erneuert sich. Sie erfährt: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“ Ihre Harfe wird auch in dieser Zeit vom König immer wieder neu gestimmt.

Sie dichtet:

Wir haben hier keine bleibende Statt
im Wechsel und Wandel der Erde;
der Fuß wird oft müde, die Seele wird matt
durch des Pilgerlaufs Müh' und Beschwerde.

Kaum lebte das Herz sich an einem Platz fest,
heißt's: abgebrochen die Zelte!
Dahinten muß bleiben, man scheidet, verläßt,
worauf man sein Dasein hier stellte.

Warum? Wir sind Gäste im Lande der Zeit,
wir dürfen nicht ankern hienieden,
wir haben hier keine bleibende Statt,
sie ist uns erst droben beschieden.

Drum wollen getrost unser Wandergerät
wir — ruft der Herr — wiederum nehmen,
nicht rückwärts schau'n, nein, sondern frühe und spät
vertraun, statt uns fruchtlos zu grämen.

Wohin Gott die Seinen auch sendet und schickt,
sie wandeln im Lichte der Gnade;
die Wolke, das Feuer, er selber geht mit,
sie gehen glückselige Pfade.

Glückselig sind die Pfade für den *inwendigen* Menschen, und das ist der Pilgerin die Hauptsache. „Ob

unser äußerer Mensch verdirbt, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert.“ Für den äußeren Menschen sind es doch sehr oft steile und dornige Pfade.

Sie reist jetzt viel in den Angelegenheiten des Frauenmissions-Gebetsbundes, und in jenen Jahren darf der Reisende ja mit keiner Bequemlichkeit rechnen. Noch nicht einmal mit der Erreichung von Zuganschlüssen. Er muß gewärtig sein, daß auf einmal der ganze Bahnverkehr still steht. Er muß sich in alles schicken können. —

Hedwig von Redern kehrt auf einer ihrer Missionsfahrten im Haus des Schreibers dieses Büchleins ein. Sie ist der Ruhe bedürftig; aber kaum hat sie sich etwas erfrischt, so erzählt sie mit gemüthlichem Humor:

„Die Kleinbahn setzte uns mitten in stockdüsterer Nacht auf dem freien Feld ab. Wie das rote Signallicht am letzten Wagen des Zügels verschwunden ist, stehen wir da und suchen den Bahnhof, finden aber nur ein Wellblechhäuschen ohne jede Beleuchtung.

Es soll ein Wagen zur Stelle sein, der uns über den Berg hinüber ans Ziel unserer Reise bringt. Wir suchen den Wagen, aber wir finden ihn nicht. Wir geraten rechts und links in Gräben, in Löcher und stehen ratlos da. Auf einmal Pferdeschnauben neben uns, und eine rauhe Stimme fragt: ‚Wollen Sie nach S.?’

Das ist unser Wagen! Aber wie sollen wir auf die Brettersitze hinaufkommen? Man müßte eine Leiter dazu haben. An den Speichen der hohen Räder klimmen wir hinauf, während das Pferd unruhig hin und her zuckt, fallen durch einen besonders heftigen Stoß von selbst auf den Sitz, hüllen uns nach Möglichkeit ein; denn der Abend ist kalt. Dann halten wir uns an den eisernen Seitenlehnen fest; denn das gute Tier will hurtig heim in den warmen Stall, und es geht hoch den Berg hinauf und an der andern Seite jäh hinab. Es war gut, daß wir nichts sahen als dann und

wann einen Stern am Himmel, an dem Wolken vorbeijagten. Wir klammerten uns fester an, wenn das Rad über einen großen Felsstein hinratterte. Wir bogen uns nach der andern Seite, wenn der Wagen schief hing. Manchmal kam auch ein leiser Aufschrei, aber alles ist gut gegangen. — Und mit wieviel Liebe wurden wir im Schwesternkreis, der uns erwartete, aufgenommen!“

So reist die Gebrechliche, Operierte, Schwache durchs Land und macht ihren eignen Liedervers zur Tatsache:

Als alles Eigne mir zu Scherben gangan,
da ist's geschehn;
nun darf ich jeden Tag nur Gnad' empfangen
und Wunder sehn.

Im Jahre 1924 findet H. v. R. ein neues Heim in Gumbinnen, wo ihr Bruder an die Spitze der Regierung gerufen worden ist. Gumbinnen ist ein Städtchen von etwa 18 000 Einwohnern, eigentlich wie alle östlichen Städte nur landwirtschaftlicher Markt. Man hat Hedwig von Redern bedauert, daß sie nun gleichsam „aus aller Welt“ ist. Aber sie beweist, daß Gumbinnen, daß der Osten dennoch lebendig und organisch zum deutschen Vaterland gehört. Sie hält die Verbindung mit Berlin und Rostock auch über den polnischen Korridor aufrecht, und bei den Konferenzen des Frauenmissionsbundes darf man sie begrüßen und ihrer Stimme lauschen.

Sie zeigt in ihrer neuen Heimat, wie sie die Verpflanzung aufnimmt: „Wohin er mich dann mag senden, weih' ich ihm mein Leben zum Preis.“ Die Frauenmissions-Gebetskreise in Ostpreußen wachsen unter ihrer Leitung nach innen und außen. Sie ist die rechte „Mutter“ für ihre Glaubens- und Bundesgenossinnen, die sich so gern von ihr führen lassen. —

Das Land, in dem sie wohnt, interessiert sie mehrfach. Hier sind die Spuren einer großen Glaubensver-

gangenheit. Um des Evangeliums willen sind vor Jahrhunderten die Salzburger aus ihrer schönen Heimat ausgewandert und haben wie viele Erben der Verheißung hier in Hütten gewohnt. H. v. R., die unermüdlige Spurensucherin göttlichen Lebens, sammelt aus dieser Zeit viel Material und schenkt es ihrer großen Lesergemeinde als wertvolles Buch. —

Vier Jahre etwa dauert die Ostpreußenzeit, dann tritt der Bruder, dem sie das Haus führt, in den Ruhestand, und sie begleitet ihn auf ihre letzte Station, nach Potsdam. Mit dem Bruder zu leben, schreibt sie, sei ihr eine große Freude.

Aber die Verbindungen mit Ost- und Westpreußen bestehen weiter. Sie muß noch oft über den polnischen Korridor reisen, um die von ihr gegründeten und gepflegten Kreise zu besuchen. Am 9. Juni 1933 schreibt sie einer Freundin von dort: „Gott hat Kraft und Gnade gegeben, daß ich das liebe Land noch einmal sehen und Schwester H. einführen konnte. Heute haben wir frei, morgen beginnt unsere Kreismüttertagung, Montag geht's noch nach Marienburg, dann heim. Es liegt eine Unsumme von Gnade in diesen Tagen.“

Sie reist überhaupt jetzt mehr als jemals in ihrem ganzen, vielbewegten Leben, und es ist ein Wunder, wie die Kraft sich ihr erneuert. Über die Ostsee fährt sie zu Diensten nach Schweden und Finnland, auch zu Arbeiten in den ehemals russischen Randstaaten. Am Abschluß eines Jahres (1930) stellt sie fest, daß sie während sechs Monaten nie vierzehn Tage hintereinander in ihrer Häuslichkeit zugebracht hat.

So geht es weiter bis in den Herbst des Jahres 1933. Ergreifend ist der Briefwechsel mit einer alten Freundin, einen ihrer letzten Dienste betreffend. Sie spricht darin die Hoffnung aus, daß drei tatenlose Wochen auf dem Land gewiß helfen, das alte Herz, das nicht mehr will, wieder auf die Beine zu bringen. Es ist mit diesem Herzen recht schlecht bestellt. Der

Arzt, den sie seit 13 Jahren jetzt zum erstenmal darüber fragt, ob sie noch reisen könne („weil ich doch nicht irgendwo tot umfallen möchte, was viel Unbequemlichkeit bringt für die andern“), sagt, sie müsse sehr vorsichtig sein. Sie bittet, es verstehen zu wollen, wenn sie nicht den ganzen Tag an den Sitzungen teilnimmt; wenn sie ankommt, könnte sie wohl erst ein wenig Ruhe haben, besonders wenn die Reise sehr groß ist.

Hier merkt man: es gibt ein Mensch das Letzte, das Allerletzte zum Dienst her. Hier ist das Bild der treuen Haushälterin, treu bis in den Tod hinein. —

Am 19. Oktober 1933 muß sie zum zweitenmal unter das Messer der Ärzte.

„Über Gräber vorwärts“

Dieses Wort ist nicht von H. v. R., sondern von Goethe. Gegen Ende seines Lebens häuften sich ja die Gräber so, daß sie seinen Geist und seine Lebenskraft erdrücken wollten. Er rang sich in seiner großen Natur von allem Beängstigendem, Lähmendem — freilich auch von allem ernstern Rufen Gottes durch diese Gräber — los, indem er nun den letzten Rest seiner Erdenzeit unter die Losung stellte:

„Über Gräber vorwärts!“

H. v. R. sah sich gegen den Abschluß ihres Lebens auch von lauter Gräbern umstellt. Am 22. Juli 1930 erlebte sie die letzte erschütternde Familientragödie, indem der einzige Sohn ihres jüngsten Bruders in England bei einem Flug, den er als Passagier mitmachte, von einem Propeller erschlagen wurde. Auf dem Bornstedter Friedhof bereitete man dem blühenden jungen Mann neben dem Grab seines Vaters die letzte Ruhestätte.

Hedwig von Redern hatte fast die ganze Generation,

mit der zusammen sie ihre große Arbeit getan, überlebt. Auf dem Krankenbett erreichte sie noch die Nachricht vom Heimgang ihrer treuen Freundin M. v. O. Die Arbeit an deren Lebensbild, das sie gemeinsam mit Fräulein von Bülow herausgab, war, abgesehen von der Schriftleitung ihres Kinderblattes „Wehr und Waffe“, ihre letzte literarische Tätigkeit. Auch das Lebensbild ihrer Kusine, Gräfin Elisabeth Waldersee, war von ihrer Hand geschrieben. — Die Freunde waren dahingegangen, aber sie vertraute den Rest ihres Lebens nicht an deren Gräbern. Es hieß bei ihr: „Über Gräber vorwärts!“ Vorwärts — wohin? Zu dem Tag der Ankunft des Königs. Auf einer Karte, die sie zum Zweck der Vorbereitung ihrer letzten Konferenz unter viel körperlichem Schmerz geschrieben, und die ich jetzt in der Hand halte, lese ich gerade: „Es geht jetzt alles im Riesentempo vorwärts. Man hebt die Häupter und freut sich, ihm entgegengehen zu dürfen.“

Das wertvollste Gut, das H. v. R. aus der neuen Erweckungs- und Glaubensbewegung empfangen, in der sie stand, und die man mit dem Sammelnamen Gemeinschaftsbewegung kennzeichnet, war die lebendige Hoffnung auf die Erscheinung Jesu Christi. Ihr längst heimgegangener Freund, General von Viebahn, hatte ihr das Pauluswort: „Wir wollten viel lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet sein“ brennend ins Herz hineingeschrieben, indem er ihr einmal erzählt — was sie ihn nachher auch öfters in Versammlungen sagen hörte —: „Ich habe mir in meiner Bibel an allen Stellen, die von der Entrückung handeln, ein großes lateinisches E gemacht, und nun sind in meiner Bibel eine ganze Menge E, es sind dreißig bis vierzig.“ — Mit glühendem Herzen konnte dieser treue Freund bis in seine letzten Altersjahre von der Entrückung reden. Von dem Augenblick, wo wir alle einander grüßen: Jesus hat uns entrückt.

„Wir schauen ihn, der unsers Lebens Leben ist, der uns gesucht und gefunden und bewahrt hat bis zu diesem Augenblick. Können wir es begreifen, wenn der Apostel sagt: Ich möchte lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden? Das war keine Feigheit von dem großen Apostel, der so viele Menschen hatte sterben sehen; der selber dem Tode so oft ins Auge geschaut hatte.

Ja, es ist schmerzlich, einen geliebten Menschen mit dem Tode ringen zu sehen, selbst wenn man ihn geborgen weiß in Christo; entkleidet werden ist doch schwer für ein liebendes Herz.

Wir finden nichts davon in der Schrift, daß die Gläubigen aufs Sterben warten sollen, sondern die Hoffnung der Gläubigen war stets die Entrückung, das Kommen des Herrn. Und wer diese Hoffnung hat, der heiligt sich. Wer den wiederkommenden Herrn erwartet, der möchte auch so leben, daß er *stets* sagen kann: Ja, komm, Herr Jesu! Dann werden alle Fragen der Erde von einem andern Gesichtspunkt aus betrachtet. Dann quäle ich mich nicht mehr damit, zu fragen: Was hinterlasse ich meinen Nachkommen. usw., sondern alles soll dann bei mir darauf zielen, für diesen Augenblick bereit zu sein.“

Der Enthusiasmus, der eine ganze Bewegung in ihrer Blütezeit wie auf den Flügeln eines Adlers dahintrug, konnte als solcher nicht ihre dauernde Triebkraft bleiben. Ihre ernstesten Führer, die am meisten auf das Kommen des Herrn in Herrlichkeit warteten, sagten es ihr selbst: „Das Schreien der Witwe muß immer wieder zum stillen Warten der Braut werden.“ (Otto Stockmayer.) Bei Hedwig von Redern war es so, Es wuchs immer mehr in ihr Glaubensleben hinein und machte das Tiefste, Innigste, Stärkste dieses ihres Glaubenslebens aus. Im Wechsel der Dinge um sie herum, in den gewaltigen Umwälzungen ihrer letzten beiden Lebensjahrzehnte blieb das Wissen der glückhafte

Besitz ihres Herzens: „Er ist sehr nahe.“ An einem Weihnachtsmorgen dichtete sie die Verse:

Es klingen Glocken leise,
die Erde hört sie nicht;
durchs Dunkel geht ein Leuchten —
doch niemand schaut das Licht.

Die klingenden Glocken sagen:
Der König ist ganz nah!
Und alle, die Kerzen tragen,
sie grüßen ihn, wenn er da.

Hier wird das Leben der heimgegangenen Magd Gottes im erhöhten Sinne des Wortes eine Predigt, nämlich eine Predigt davon, daß hoffendes, wartendes Ausschauen nach dem Kommen des Herrn dem, der darin treu erfunden wird, zu einer neuen Ausrüstung mit Gnade wird, getreu dem Apostelwort: „Setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch angeboten wird bei der Erscheinung Jesu Christi!“ Denn dieses treue, stille Ausschauen nach dem Herrn, dem sich die Seele verlobt hat, führt ihr immer wieder Ewigkeitsluft aus der oberen Heimat zu. Es richtet sie immer wieder auf, bei allem, was sie aus der Fassung bringen will, es stärkt zur unermüdlichen Treue in den täglichen Aufgaben der Gegenwart. Es bewahrt auch vor einem selbstsüchtigen, schwärmerischen Wesen: „Handelt, bis daß ich wiederkomme!“

So hat's uns die treue Magd Gottes vorgelebt, so sehen wir ihren Glauben, und so sehen wir ihr Ende an:

Man pilgert so lange, wie Gott es hier will,
und so lange hat man auch die Kraft;
doch die ganze Zeit über da freut man sich still
auf den Tag, wo er Flügel uns schafft;
auf den Tag, wo es lautet: Dein Dienst ist vorbei,
und du darfst nun zur Ruhe eingehn;
dann, von nichts mehr gebunden, eilt selig und frei
die Seel', ihren König zu sehn.

Man pilgert und wartet, die Freude bleibt wach,
sie strömt Jesu Liebeskraft aus,
sie scheut nicht die Mühsal, sie sieht das Danach,
und sie lebt schon im Vorschmack zu Haus.
Und geht's auch in Schwachheit, die Gnade ist da,
sie trägt durch die Tage, die Zeit.
Der Heiland ist Sieger, der Heiland ist nah,
und die Wohnung ist droben bereit!

„Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen“

Nur einige Lichter von oben über das Dunkel der fast zweijährigen Krankheitszeit Hedwig von Rederns!

Eigentlich ist ja alles an Klarheit und Licht über dieses Dunkel gegeben mit den Worten: „Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen.“

Aber man muß Bibelworte, an deren Kenntnis man sich gewöhnt hat, erst immer wieder in ihrem tiefen Sinn erschauen, und das geschieht am besten, wenn man sie erlebt und erfahren sieht.

Otto Stockmayer hat einmal in bezug auf langwierige Krankheiten der „Lieblinge Gottes“ gesagt: „Die Gemeinde holt ihre schärfsten Waffen im Kampf des Evangeliums oft von den Krankenbetten der Knechte und Mägde Gottes her.“

Als Albert Knapp seinen schon lange schwerkranken Freund Ludwig Hofacker besuchte, rief er tiefbewegt aus: „O welch ein Werk Gottes ist hier am Werden!“

Wer Hedwig von Redern in ihrer langen Krankheit besuchte, mochte wohl auch, wenn er dieses Leiden recht verstand, zu solchem Ausruf getrieben werden.

Die Krankheit, an der sie litt, hatte ihrer Art nach viel Demütigendes.

Hedwig von Redern hätte den, der sie ihr auferlegt, wie jenes andere Kind Gottes fragen können: „Herr, bin ich noch nicht gedemütigt genug? Hast du mich nicht schon lange Jahre tief, tief in den Staub hinein gebeugt?“

Gott hätte ihr geantwortet, was er jener gesagt: „Gerade weil ich dich schon so lange gedemütigt und in den Staub gebeugt habe und gerade, weil du dich hast willig demütigen und in den Staub beugen lassen, deswegen demütige ich dich noch tiefer und beuge dich nochmals in den Staub. Wo erst einmal ein Boden da ist, wo ich mit meinen Führungen einsetzen kann, da lasse ich nicht ab, da geht's von einer Tiefe zur andern, von einer Schmerzoffenbarung zur andern.“

Wie, ist das nicht grausam?

Wenn wir Hedwig von Redern in ihrer langen Krankheitszeit im Erleben dieser Führungen Gottes diese Frage vorgelegt hätten, wie würde sie geantwortet haben?

Sie *hat* geantwortet. Vor mir liegen einige schmale, längliche Hefte, „Mitteilungen des Deutschen Frauenmissions-Gebetsbundes“ betitelt, aus den letzten beiden Jahren. Fast jedes dieser Hefte enthält einen kurzen Gruß der Leidenden, und die 14 000 Leserinnen mögen sich immer wieder diese Antwort vorhalten, wenn sie in bezug auf ihre eignen Lebensführungen mit der Frage versucht werden: „Ist Gott grausam? Warum tut er solches mit mir?“

Nur eine dieser Antworten, im Februar ihres letzten erlebten Jahres geschrieben, also vom Höhepunkt ihrer Leidensqual aus, ein Gruß für ihre 14 000 Mitschwestern:

„Geliebte Schwestern!

Stunde um Stunde vergeht; ich kann an kein Fach des Schreibtisches allein heran, nichts selbst erreichen; das ist nicht so einfach. Manche taucht mich auch tief in körperliche Schmerzen; aber keine Stunde ist ohne Gegenwart Gottes, ohne Bewußtsein seiner Nähe, ohne die lebendige Freude auf sein Kommen. Wenn Sie um etwas Besonderes bitten wollen, würde ich dankbar für die Möglichkeit sein, meine Füße wieder bewegen zu können, was doch seit der Thrombose gar nicht geht.

Ich habe es so gut; die Menschen besuchen mich einfach, um meine Freude zu erleben, und mir ist der kommende Frühling, das Licht, in dem ich lebe, genug zum Loben und Preisen. Das möchte ich allen sagen, die zu mir kommen. Es kann ja alles nur jeden Tag schöner werden. Die Wunde tut wohl weh, und die Schwäche ist wohl groß; aber es ist keiner wie er. — Ihre Liebe ist auch solche Stärkung. Sein Ziel mit uns ist Herrlichkeit. Diesem Ziel wollen wir vertrauen. Und wenn wir darauf blicken, was kann uns da fehlen?“ —

So antwortet eine Jüngerin Jesu auf die Frage nach dem „Problem“ des Leidens. —

Die Krankheit Hedwig von Rederns war nicht nur eine demütigende, sondern eine seelisch zermürbende und ermüdende. Sie schien dann und wann zu weichen, Arzt und Krankenschwester drückten Hoffnungen aus, dann kehrte sie mit vermehrter Macht zurück und nötigte dazu, neue Stufen an der Steilwand des Todesleidens zu erklimmen. „Es gibt“, schreibt H. v. R. im Januar 1935, „oft ein Vorwärts, dann auch wieder ein Rückwärts. Es gilt unter alle Gotteswege ein unbedingtes ‚Einverstanden‘ setzen, drum wohl der Wechsel. Wir dürfen keine irdische Hoffnung hegen, sondern blicken auf ihn, der da war, und der da kommt, und der die Liebe ist. Seine Kraft trägt wunderbar, seine Freude durchflutet das Herz, seine Gnade hat Tatkraft genug für die Elendesten.

Ihm wollen wir, ohne zu wanken, vertraun,
auf ihn woll'n wir, ohne zu zweifeln, hinschaun,
auf ihn woll'n wir warten und felsenfest baun,
so braucht uns vor Kommendem niemals zu graun.“

Ob wohl die Empfängerinnen und Empfänger der Krankheitsgrüße Hedwig von Rederns es beim Lesen dieser kurzen Briefe so ganz erfaßt haben, auf welchem apostolischen Boden sie hier gestellt wurden?

Das ist keine Frage, die irgend jemand zu nahe geht. Es gibt heilige Dinge, über die man tief nachdenken muß, je heiliger sie sind, desto tiefer. Das „Problem des Leidens“ muß sich einem im Lichte von Römer 8 lösen, oder es löst sich überhaupt nicht.

Hedwig von Redern hatte es sich in diesem Licht gelöst, deswegen wurde ihr die Glaubensnot zur Glaubensherrlichkeit. Freilich blieb es der einen Seite nach Glaubensnot. Sie hat sich durchglauben müssen und hat sich durchgeglaubt. Eins der letzten zur Veröffentlichung gekommenen Gedichte von ihr behandelt das Glaubenskapitel Josua 3, und es heißt darin:

Die Wunder Gottes schaust du nicht,
wenn du am Jordan stehenbleibst
und über seinen starken Strom
dein Herz in Angst und Sorgen treibst.

Die Wunder Gottes schaust du nur,
wenn du voran im Glauben gehst,
fest deinen Fuß ins Wasser setzt,
ob nirgends du auch Halt erspähest.

Wer zaudernd in die Fluten schaut,
ist's nicht, der Gottes Sieg gewann;
wer erst nach Menschenmeinung fragt,
sieht keinen Tropfen, der verrann.

Der Jordan braust zur Erntezeit
in voller Wucht dahin durchs Land.
Du gingest diesen Weg noch nicht;
doch ist's der Weg, den Gott dir sandt'.

Getrost, getrost, du Priesterherz!
Wag's im Gehorsam, geh voran!
Was irgend Gott dir anvertraut,
es blickt auf dich und folgt dir dann.

Bahnbrecher für den König selbst
sollst du mit Glaubensschritten sein.
Der Jordan braust — vertraue nur,
setz beide Füße kühn hinein!

„Hier ist *Geduld* und Glaube der Heiligen!“ Wie Hedwig von Redern sich durchgeglaubt hat, so hat sie sich auch durchgeduldet. Im Müdewerden hat sie sich

vielmehr immer wieder selbst zugerufen: „Nur nicht müde sein, ehe die letzte Glaubensarbeit getan ist!“ In ihrem letzten Gruß an ihre Mitschwestern heißt es:

„Geduld tut Euch not! Es steht mir vor Augen und brennt mir im Herzen: Geduld mit den Menschen, Geduld mit den Verhältnissen. Wie oft ficht mich der Feind an! Jesus hat Geduld gehabt, und der Gott alles Trostes und aller Geduld ist auch für seine mühseligen und beladenen Kinder bereit, sie auszuströmen, wenn's gilt, Wunden zu ertragen und mit Menschen auszukommen.“

Geduld ist nimmermehr vergebens,
verzieht Gott, weil er's besser fand.
Zu jeder Pforte deines Lebens
hält er den Schlüssel in der Hand.

Welch sel'ger Trost, darin zu ruhn
im Wandeln durch das Glaubensland!
Er gibt, um seinen Will'n zu tun,
den Schlüssel dann in deine Hand.

Wenn hier geschrieben steht: „Sie hat sich durchgeduldet“, so ist das durchaus nicht im Sinn von Resignation gemeint. Ihre Geduld bestand, weil sie eine Geistesfrucht war, nicht in einem bloßen Hinnehmen der Last, weil's eben nicht anders sein kann, sondern sie war eine vom Geist Gottes gewirkte Geduld. Jedem Tag, obwohl er mit Schmerz erfüllt war, riß sie einige Stunden ab, die sie im Liegestuhl vor ihrem Schreibtisch zubrachte, und trieb von da aus das ihr anvertraute Werk. Sie schrieb ihre Briefe und ihre Aufsätze mit zitternder Hand, so wie z. B. der evangelische Märtyrer Adolph Monod seine „Adieux“ (seine berühmten Andachten) mit zitternden Lippen hielt, gleichsam schon aus dem Rachen des Todes heraus.

Ihr allerletzter Gruß lautete:

„Uns ist bange, aber wir verzagen nicht, möchte ich über meine mühsamen Tage schreiben. Es liegt doch so

viel Gnade Gottes darin, daß ich sie, obwohl sie unverändert sind, doch mit Halleluja begrüßen und beschließen möchte.“

So schloß sie ihr Zeugnis also mit einem „Halleluja!“ Das ist das Vorrecht der Glaubenden, wie Spurgeon es in seinem letzten Gruß seiner Gemeinde schrieb:

„Mit Psalm auf Psalm, von einem Halleluja zum andern werden wir hinansteigen zum Berge des Herrn, bis wir in das Allerheiligste eintreten, wo wir mit verhülltem Angesicht niederfallen werden vor der hohen göttlichen Majestät, in dem seligen Genuß nie endender Anbetung.“

Entkleidet, nicht überkleidet

Es blieb der Wunsch der Dulderin bis zuallerletzt, „nicht entkleidet, sondern überkleidet“ zu werden (1. Kor. 5, 4).

War das etwas geistlich Ungesundes?

Wer diese Frage stellt, verkennt gleicherweise das Wesen des Todes wie das Wesen eines neutestamentlichen Hoffnungslebens. Weil Hedwig von Redern, wie es mit großem Nachdruck hier bezeugt werden sollte, so tief in das Wesen des neutestamentlichen Hoffnungslebens eingedrungen war, war ihr auch das Wesen des Todes bekannt. Sie wußte aus ihrer Bibel heraus, daß, wie sie einmal auf einer Konferenz, an der sie teilnahm, gehört hatte, „des Herrn letztes Wort an seine Gemeinde nicht der Tod ist, sondern das Hingerücktwerden zu ihm, das Verschlungenwerden des Verweslichen durch das Unverwesliche“. Sie hielt es deshalb bis zuletzt für die einfach gegebene Stellung, sich nach der Verwandlung ihres Leibes, nach der „ersten Auferstehung“ auszustrecken. Sie glaubte, den Tod auch als ihren letzten Feind (1. Kor. 15, 26) ansehen zu dürfen, den Christus überwunden hat, und

gegen den sie im Glauben an den Sieger und Überwinder, Christus, solange wie möglich zu stehen haben sollte.

Ungesund und unhaltbar wird solches Stehen gegen den Tod erst, wenn man sich der Hoffnung hingibt, man würde überhaupt nicht sterben. Wir haben noch nicht des Leibes Erlösung, und weil wir sie noch nicht haben, können wir sie auch nicht durch unser Stehen gegen den Tod vorbereiten; dieses Geschenk bringt erst die Wiederkunft des Herrn selbst. Die Schwester der heimgegangenen Magd Gottes bezeugt von ihrem letzten Besuch bei ihr, daß sie bereit gewesen sei, auch durch den Tod zum Herrn zu gehen. Im Sieg ihres Erlösers und Königs über den Tod fand sie die Befreiung von jeder Todesfurcht.

Und so blieb es auch bei ihrem Sterben Wahrheit, was sie früher einmal vom Tod der Heiligen gesungen:

Ach nein, das ist kein Sterben,
wenn Christen heimwärts gehn;
es ist nur ein Verwandeln
vom Glauben in das Sehn.

Es ist ein Aufwärtsschwingen
dahin, wo sie zu Haus,
von Fremdlingschaft zur Freiheit,
zur Ruh' vom Weltgebraus.

Sie gehn vom Erdendunkel
ins helle, schöne Licht;
sie tauschen Kreuz mit Krone
vor Jesu Angesicht.

Es ist nur um ein kleines,
ein Stücklein Weges hier,
ein kurzes Einsamwandern,
ein Tag — dann folgen wir.

Das Perlentor bleibt offen,
bis Gott spricht: „Nun ist's Zeit!“
Und alles Harr'n und Hoffen
wird Schaun und Seligkeit.

Die Lieder von H. v. Redern

Vor mir liegt die Photographie Hedwig von Rederns. Es ist eins der Bilder, die „sprechen“, ja, die zum Herzen sprechen.

Auf diesem Bild ist dreierlei ausgeprägt:

Leid, Liebe, Lob.

So wie das Angesicht der Sängerin, so sind auch ihre Lieder.

Auch ihre Lieder bestehen aus dem Dreiklang:

Leid, Liebe, Lob.

Die Lieder sind aus Leid, aus vielem und vielseitigem Leiden herausgeboren.

Die Lieder sind für die Leidenden bestimmt.

Der ganze Dienst von H. v. R. war, wie wir in der Lebensskizze gesehen haben, ein Dienst von Mensch zu Mensch, also ein Dienst der Liebe. Den Menschen zu helfen, sie aufzurichten, sie auf den rechten Weg zu bringen, sie auf dem rechten Weg zu stärken, das ist die Absicht ihrer ganzen Lebensarbeit, das ist auch der Zweck ihrer Lieder. Nach Luthers Feststellung sind die, die einen Dienst in der Gemeinde haben, nicht danach zu beurteilen, ob sie bei der Masse ihrer Hörer oder Leser Beifall finden, sondern danach, ob die Betrüben ihnen zustimmen. H. v. R. nannte ihre Lieder: „Schlichte Lieder für schlichte Leute“, sie hätte auch schreiben können: „für betrübe Menschen“. Unzählige Betrübe und Bedrückte haben sich an ihren Liedern aufgerichtet. Aus ihnen fließt wirklich ein Bächlein des Trostes durchs Land.

Ein tief sinniger Menschenkenner, Alexander Vinet, hat einmal gesagt: „Die zwei Dinge Lieben und Leiden machen den Wert eines Menschenlebens aus.“ Wir stimmen diesem Wort ungeteilt und freudig bei, fühlen aber, daß es noch eine Ergänzung haben sollte. Der Wert eines Menschenlebens vor Gott liegt auch noch

darin, ob sich in ihm das Lob Gottes findet: Alle Geschöpfe loben den Herrn. Aus den tiefen, friedevollen Augen, aus dem ganzen eindrucksvollen Angesicht Heta von Rederns leuchtete das Lob Gottes heraus. Es macht sie so unaussprechlich anziehend, es macht sie zu einer Einladung für die andern Menschen, zu diesem Gott zu kommen, der den Seinen mitten in Last und Leid so himmlische Erquickung geben, sie so froh und freudig machen kann.

Auch aus den Liedern H. v. R's leuchtet das Lob Gottes heraus. Sie sind sozusagen ein einziger Lobgesang; auch die leiderfülltesten lassen das Lob nicht vermissen. Sie klingen irgendwie in ein „Lob Gottes“ aus.

Natürlich; denn die Harfe dieser Sängerin war ja vom König selbst gestimmt.

Sie hatte einmal in einer Ansprache über den 103. Psalm gehört, daß die Menschen von Natur eine verstimmte Harfe haben, und daß die Welt deshalb von lauter Mißtönen erfüllt sei, daß die, die dem Herrn angehören, aber die große Aufgabe hätten, andere Töne in diese Welt hineinzubringen: „O Freunde, nicht diese Töne, laßt uns angenehmere anstimmen, freudevollere!“ Jeder Gläubige soll deshalb, wenn in der Erfahrung der vergebenden und heilenden Gnade seine Harfe einmal gestimmt ist, dafür Sorge tragen, daß sie nicht wieder durch den Alltag verstimmt wird. Er sollte sie immer wieder neu an den großen Taten Gottes stimmen. Deshalb der Zuruf des 103. Psalms.

Danach handelte die Sängerin H. v. R.

Man sagt heute vielfach, beim geistlichen Lied solle nicht unser Gefühl, sollen nicht unsere Seelenstimmungen und Erfahrungen im Mittelpunkt stehen, sondern „was Gott an uns gewandt hat“. Das ist richtig, aber es gibt nie und nirgends ein bloß objektives geistliches Lied. Der Lobpreis der großen Taten Gottes läßt sich

nie und nirgends von der persönlichen Erfahrung trennen.

Der klassische Beweis dafür sind die Psalmen. Die Psalmen drücken die Seelenstimmungen und Erfahrungen der Sänger aus. Aus diesen Seelenstimmungen und Erfahrungen sind sie herausgeboren. Das ist gerade das Wunderbare, unaufhörlich Wirkungshafte dieser Psalmen, daß man in ihnen dem Sänger nach-erlebt, wie seine Harfe vom König gestimmt *wird*, wie er aus Leid und Last zum Lob durchdringt, wie er die himmlische Sendung des Trostes erfährt und nun auf einmal seine Lage ganz anders aussieht, wie er in seinen Glaubenshänden die Erhörung seiner Bitte festhält, ehe er irgend etwas davon erfahren hat, ja, ehe sich irgend etwas davon im ganzen Bereich der Sinnenfälligkeit ankündigt. Die Psalmen sind immer und überall Glaubenslieder. Das sind die Lieder H. v. R's auch, und das gibt ihnen ihren unvergleichlichen Wert.

Wir lasen schon, daß diese Sängerin in bezug auf die Jubilate-Woche, in der sie geboren, und das Pfingstfest, an dem sie getauft, schrieb: „Jubel, Dank und Pfingstkraft sind meine Lebensbegleiter gewesen von da an, wo ich den Herrn als persönlichen Heiland kennengelernt.“

H. v. R. hat mit ihrem Jubilate den Chor der Sänger bereichert, von dem es heißt:

Es jauchzt um ihn die große Schar,
die lang in schweren Fesseln war,
er hat sie freigegeben;
blind waren sie — und sehen nun,
lahm waren sie — und gehen nun,
tot waren sie — und leben.
Köstlich,
tröstlich
allen Kranken;
ohne Wanken,
ohne Schranken
walten seine Heilsgedanken.

In H. v. R's Gedichten verkörpert sich fünfzig Jahre Heils- und Erweckungslied. Sie schrieb einmal: „Erweckungszeiten bringen neue Lieder.“ Daß sie einen solchen geistlichen Frühling miterleben durfte, bestimmte auch ihre Lieder.

*

Wie gesagt, zwölf Hefte mit Liedern sind der Harfe dieser Sängerin entströmt. Wer sie alle nacheinander lesen würde, möchte die Erfahrung machen, die einmal ein weltlicher Dichter in den Zeilen ausgedrückt hat: „Wer sich mit Gedichten den Durst wird stillen, fühlt bald, daß sie ihm mißbehagen. Man muß sie tropfenweis genießen, mit Andacht, wie die Trinker sagen.“

Aber immer wieder, wenn man mit einem neuen Erzeugnis der Muse H. v. R's bekannt wurde, hatte man seine Freude daran. Der Schreiber dieses Büchleins brachte einmal auf einer Postkarte ein Lied H. v. R's einem kritischen Freund; der legte es auf seinen Schreibtisch, sagte: „Ich bin im Augenblick gar nicht dazu gestimmt, Gedichte zu hören“, las es aber doch und rief dann ein über das andere Mal aus: „Welch schöne Gabe! Welch schöne Gabe!“

Im nachfolgenden wollen wir uns nur mit einzelnen Tropfen aus dem Liederquell H. v. R's beschäftigen.

Hingabe

Es sind jetzt wohl fünfunddreißig Jahre her, daß ich das erste Lied Hedwig von Rederns in meine Hände bekam. Es war in einem abgegriffenen Blättchen, das, schon vor Jahren gedruckt, viele Hände durchlaufen haben mochte, vielleicht auch unbedacht in eine Zeitschriftenmappe gelegt worden war. Das Gedicht war nur mit H. v. R. unterschrieben, und ich hatte keine Ahnung, von wem es herrühren möchte. Ich las es, nein, ich trank es, ich trank es in mich hinein. Es war ge-

rade das, was ich brauchte. In seiner wundervollen Einfachheit drückte es alles aus, was eine betrübte Seele ihrem Gott zu sagen hat, und — was eine gläubende Seele sich selbst von ihrem Gott zu verkünden hat. Das Lied hieß:

Hier hast du meine beiden Hände,
ich kann ja nichts aus eigener Kraft;
du weißt den Weg, du weißt das Ende,
bring du mich durch die Fremdlingschaft!

Ach, leite mich mit deinen Augen
auf jedem Schritt durchs dunkle Tall
Wie gar nichts meine Kräfte taugen,
ich fühl' es täglich tausendmal.

Ich müßte ja vor Angst verzagen,
wüßt' ich nicht, daß du mit mir gehst,
daß deine Schultern für mich tragen,
und daß im Kampf du bei mir stehst.

Ich bitte nur, daß bis zum Ende
du mich in dein Erbarmen hüllst;
hier hast du meine beiden Hände:
nun mache mit mir, was du willst!

Bei Krankenbesuchen pflegt der Verfasser dieses Büchleins oft die Bibel in die Hand zu nehmen, die Eigentum der Besuchten selbst ist. Es ist ihm öfters begegnet, daß auf einem Blatt Papier dieses Lied in jener Bibel lag, und er hat auch Tränen Spuren darauf gesehen. —

Später lernte ich ein zweites Lied von H. v. R. kennen, und da es mit einer brauchbaren Melodie versehen war, ließ ich es von dem Kreis der Kinder Gottes, dem ich diene, zum Gebrauch einüben.

Es behandelt dasselbe Thema „Hingabe“ und stellt das Wesen der biblischen Heiligung so klar ins Licht, wie es kaum ein umfangreiches dogmatisches Werk zu tun vermöchte. Das Wesen der Heiligung ist: der Welt nehmen und Gott geben! Dementsprechend heißt das Lied:

Ich habe nur ein Leben,
und das gehört dem Herrn;
ihm, der es mir gegeben,
geb' ich es froh und gern!

Er hat es teu'r erworben
mit seinem heil'gen Blut,
als er am Kreuz gestorben
mir armem Knecht zugut.

Er hat es sich geheiligt,
gesondert und geweiht,
nun bleibt es unbeteiligt
an Welt und Eitelkeit.

Mein Wille ist gestorben,
ich bin nun nicht mehr mein;
er hat um mich geworben,
ich ward durch Gnade sein.

Nun ist er meine Stärke,
und er ist meine Ruh',
er steht als Held am Werke,
ich schaue staunend zu.

Drum geht all mein Begehren
mit vollem Ernst dahin,
daß Jesus komm' zu Ehren,
und daß ich nichts mehr bin.

Ich habe nur ein Leben,
und das ist ihm geweiht;
er wird Vollendung geben
in seiner Herrlichkeit.

„Er“

H. v. R. konnte auch von sich sagen: „Ich habe nur eine Passion, und die ist Er.“ Ihr Lebenslauf hat das bis zu seinem Ende bewiesen. Sie hing an sonst nichts als an dem ewigen Magneten. Daß Christus in ihr Gestalt gewinne, war ihre einzige Sorge.

Gott hat es ihr geschenkt, in einem kurzen Gedichtlein dieser Sehnsucht, die nach dem Freund ihrer Seele

ging, Worte zu verleihen. Es ist inhaltlich eins ihrer schönsten:

Er muß wachsen, ich muß sterben,
er muß groß sein und ich klein,
soll zu seinem Kind und Erben
ich erwählt, bereitet sein.

Und ich küsse seine Hände,
wenn sie es an mir vollbracht,
hat mein Ich doch bis zu Ende
mir nur Herzeleid gebracht.

Er muß wachsen: Freude, Frieden,
Freiheit, Leben wachsen mit;
ewig von ihm ungeschieden,
geht's dann vorwärts Schritt um Schritt.

Er muß wachsen, daß im Wandern
immer heller er zu sehn
und um seinetwill'n die andern
auch die schmale Straße gehn.

„Ziehet an den Herrn Jesum Christum!“

Wenn ich in einer Zusammenkunft der Gläubigen über diesen paulinischen Vers zu reden hätte, so würde ich vorher das Lied von H. v. R. singen lassen:

Losgelöst vom eignen Wollen,
eingetaucht in Jesu Kraft,
das schafft bräuchliche Gefäße,
Leute voller Salz und Saft.

Leute, die ihr Leben wagen,
die des Heilands teures Blut
als ihr Ehrenzeichen tragen,
als ihr wundervollstes Gut.

Jesu, daß wir solche werden,
schaff's durch deinen Heil'gen Geist,
damit unser Gang auf Erden
leuchtend dein Erbarmen preist!

Das war die Heiligungsbitte der Dichterin.

Der 23. Psalm

Konnte es anders sein, als daß das Hirtenlied Davids auch dieses Glied der Herde Jesu Christi auf allen Stationen ihres Lebens begleitete, auch durch die „dunklen Täler“ hindurch, und daß sie daraus immer wieder den Stoff zu ihren Liedern nahm?

Auch H. v. R. stimmte von Herzen in das Lob dieses Psalms ein: „Gesegnet sei der Tag, an dem dieser Psalm geboren worden! Er ist ein singender Engel, den Gott in alle Lande gesandt hat, und der durch seine liebliche Weise, die in allen Sprachen der Welt ertönt, alles Erdenleid hinwegsingt. Er hat mehr bekümmerte Seelen in süßen Schlummer gesungen als all die leidigen Trostsprüche der Weisheit dieser Welt. Er hat mehr treulose Gedanken, finstere Zweifel, mehr diebische Sorgen in ihren Kerker zurückgeschickt, als es Sand am Ufer des Meeres gibt. Er hat ganze Scharen von edlen Duldern getröstet und unzähligen Unglücklichen Mut ins Herz gesungen. Er hat, ach, wie vielen Kranken auf ihrem Siechbett, Gefangenen im Kerker, Witwen in ihrem nagenden Kummer, Waisen in ihrer Verein-samung den milden Balsam göttlichen Trostes ins verwundete Herz geträufelt.“

Oft dachte sie in den schweren Kriegsjahren an die sterbenden Kämpfer draußen, und wie innig flehte sie darum, daß sie die Kraft dieses Psalmes erführen, ehe ihre Augen brächen!

An grausigen Stätten der Anfechtung ist ihr Lied über den 23. Psalm wie ein Himmelsbote erschienen:

Selig, die nicht sehen und doch glauben,
selig die, wenn sie auch nicht verstehn,
doch vertraun! Kein Feind darf ihnen rauben,
was ihr König ihnen ausersehn.

Schwachheit, Tränen, Elend, Niederlagen
sind ihr Weg, er führt durch heiße Glut;
dennoch dürfen sie im Herzen tragen
Siegesfreude, Überwindermut.

Jesus blickt in Liebe auf sie nieder,
Jesus trägt sie durch das dunkle Tal,
Jesus stärkt sie alle Tage wieder,
Jesus rüstet ihnen selbst das Mahl.

Ja, an vollgedeckten, reichen Tischen
sitzen Gotteskinder allezeit,
er will selbst vom Aug' die Tränen wischen,
er verwandelt Leid in Herrlichkeit.

Darum laßt das Siegeslied uns singen;
selig ist, der glaubt, schaut er auch nicht!
Laßt den Lobgesang durchs Dunkel klingen;
denn der Morgen naht, und es wird Licht!

Wie H. v. R. in den Tag hineinging

Ihr Tagesanbruch geschah oft in Müdigkeit, unter Schmerzen, mit Sorge, wie sich das reichliche Programm des Tages abwickeln würde. Aber sie stärkte ihr Herz im Gebet, sie nahm Himmlisches in das irdische Erleben hinein:

Laß mich mit *deinen* Augen sehn,
was hier der Tag mir bringt,
und gib, daß stets durch Wort und Tat
ein Ton von oben klingt!

Und was dir groß ist, mach mir groß,
mach meine Seele weit,
damit sie nichts mehr hier beherrscht
aus der Vergänglichkeit!

Und wenn die Versuchung kam, ihr die Bürde, die sie gerade trug, zu schwer zu machen, und wenn die Dulderin kein Ende irgendeiner schmerzhaften Prüfung sah, legte sie durch die Kraft des Geistes ihr zagendes Gemüt unter das sanfte Joch des Herrenwortes: „Sorget nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe.“

Du brauchst nicht mehr zu tragen
als nur die Last von heut
und brauchst nichts weiter fragen,
als was Gott jetzt gebeut.

Mehr soll dein Fuß nicht gehen
als nur den nächsten Schritt,
mehr nicht dein Herz verstehen,
als was es heute litt.

Nicht weiter darfst du sorgen,
als was heut Gott gefällt.
Das Nachher und das Morgen
sei ihm anheimgestellt.

Heut trägt er deine Bürde,
heut ebnet er den Pfad;
daß heut dir Gnade würde,
er schon beschlossen hat.

Für heut, nicht spätre Zeiten
gibt Jesus Kraft und Mut,
gibt Macht und Möglichkeiten
und Schutz in seinem Blut.

Für heut quillt dir sein Bronnen,
für heut strahlt dir sein Licht,
für heut hat Freud' und Wonnen
bereit er; zage nicht!

In den Morgenstunden war es ihr dann geschenkt,
die allgenugsame Gnade zu ergreifen:

Ich denke nicht: wie wird es gehen?
Ich wart' auf den, der gestern trug,
auf ihn nur braucht das Herz zu sehen;
denn seine Gnade ist genug.

In ihr berg' ich mich Stund' um Stunde,
sie sorgt für mich, sie bahnt den Pfad,
sie steht mit Gottes Lieb' im Bunde;
wohl dem, der beide kennt und hat!

Ja, diese Gnade, sie genüget
vollkommen, täglich, immerdar;
wer sich in sie hineingefüget,
für den ist nichts zu wunderbar.

Sein Leben ist von ihr durchwoben,
und diese Gnade ist genug,
von ihr getragen und gehoben
geht es empor im hohen Flug.

Dahin empör, wo vor dem Throne
die sel'ge Schar ihr Loblied singt
und Gottes Lamm in seiner Krone
den Dank für alle Gnade bringt!

Wie H. v. R. um die Menschen warb

„Denke daran, daß du eine Seele hast!“

Das muß der tiefste Ton in jedem Werben um die Menschen sein. Es war auch der tiefste Ton in der Arbeit Jesu selbst an den Menschen. Er erinnerte sie immer wieder an ihre „Seele“, an das Unsterbliche in ihnen. —

Hedwig von Redern liebte den deutschen Rhein, und seine Poesie hatte es ihr angetan: „Es liegt eine Krone im tiefen Rhein.“

Im allgemeinen benutzte sie keine Volkslieder, um ihnen religiösen Inhalt zu geben; diese Unterlassung entsprach ihrem Feingefühl in poetischen Dingen. Aber das Lied von der Krone, über die sich die dunkelgrünen Fluten des Rheinstromes hinwegwälzten, war ihr doch zu sprechend, und eines Tages lag auf ihrem Schreibtisch ein Gedicht, das sich der Weise dieses Liedes anpaßte. — Es leben nicht nur an den Ufern des Rheins Menschen, die bekennen, durch dieses Kleinod für das ewige Heil ihrer Seele geborgen zu sein.

Es liegt tief ein Kleinod im Herzen dein,
viel schöner als Gold und Edelstein.
Und wenn du's zertrittst, und wenn's verdirbt,
dann sinkt deine Sonne, das Leben erstirbt.
Es ist deine Seele dies Kleinod wert,
von Gott dir zu heil'gem Gebrauche beschert.

Es kam einst vom Himmel ein Königssohn,
gesandt von dem Vater herab vom Thron.
Er wirbt um den Schatz — die Seele dein,
sie sollte sein eigen für ewiglich sein.
Er will sie umhüllen mit bräutlichem Kleid,
er will sie sich schmücken mit Himmelsgeschmeid'.

Was hast du dem König darauf gesagt?
Was gibst du zur Antwort, wenn heut er fragt?
Er ließ Reich und Kron' für Kreuz und Pein,
nur daß du einst möchtest sein Eigentum sein.
O gib ihm dein Leben, besiegle den Bund,
so wirst du glücklich zur selbigen Stund'!

Ja, achte des Kleinods im Herzensschrein,
mehr wert ist's als irdischer Glanz und Schein;
tritt's nicht in den Staub der Welt hinab
und grab ihm nicht hier schon sein traurig Grab;
vertrau es dem Heiland, noch ist es ja Zeit,
geborgen und selig ist, wer ihm geweiht!

Aus dem „Ich“ in das „Du“

Alle Lieder des Glaubens gehen diesen Gang aus dem Ich in das Du. Das Ich ist umdüstert, zerrissen, zermürbt, das Ich gleicht vollständig einem Wrack.

Dies Wrack wird verlassen, aus dem Ich ist nichts mehr herauszuholen. Der Geist flüchtet in das Du hinein.

Wie viele Psalmen Davids stellen diese Flucht aus dem Ich in das Du ergreifend und für alle Menschen des Glaubens vorbildlich dar: „Ich schreie zum Herrn mit meiner Stimme; ich flehe zum Herrn mit meiner Stimme; ich schütte meine Rede vor ihm aus und zeige an vor ihm meine Not. Wenn mein Geist in Ängsten ist, so nimmst du dich meiner an. Sie legen mir Stricke auf dem Wege, darauf ich gehe. Herr, zu dir schreie ich und sage: Du bist meine Zuversicht, mein Teil im Lande der Lebendigen!“ (Ps. 142.)

Der Glaubensweg ist immer die Flucht aus dem Ich in das Du, es ist der Abrahamsweg: „Und er ward

nicht schwach im Glauben, sah auch nicht an seinen eignen Leib, welcher schon erstorben war . . . denn er zweifelte nicht an der Verheißung Gottes durch Unglauben, sondern ward stark im Glauben und gab Gott die Ehre“ (Röm. 4, 19. 20).

In den Liedern H. v. R's ist immer wieder die Flucht aus dem „Ich“ in das „Du“ dargestellt. Ihre Seele bricht aus dem Jammer des Ich in das große, wunderbare „Aber du, Herr!“:

Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl;
das macht die Seele still und friedevoll.
Ist's doch umsonst, daß ich mich sorgend müh',
daß ängstlich schlägt mein Herz, sei's spät, sei's früh.

Das sind die zwei Sphären: die Sphäre des Ich ist in dem erschreckten Pochen des Herzens in der sorgenvollen Morgenfrühe, am heißen Tag, in der dunklen, versuchungsvollen Mitternacht dargestellt. Wer kennt nicht dieses stürmische Pochen, dieses qualvolle Umkreisen des Kaps der Verzweiflung; aber das Schiffelein des glaubenden Geistes, noch so umhergeschlagen von den Stürmen und an die Klippen gedrängt, scheidet dennoch nicht. Es nimmt Kurs auf den Hafen des „Du“. Es sieht den Leuchtturm dieses rettenden Hafens im Wort der Verheißung und — ist gerettet.

Da ist die freie, lichte, majestätische Sphäre des „Du“:

Du weißt den Weg ja doch, du weißt die Zeit,
dein Plan ist fertig schon und liegt bereit.
Ich preise dich für deiner Liebe Macht,
ich rühm' die Gnade, die mir Heil gebracht.

Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht,
und du gebietest ihm, kommst nie zu spät;
drum wart' ich still, dein Wort ist ohne Trug,
du weißt den Weg für mich — das ist genug!

Hier wirft der Geist seinen Anker im Hafen des „Du“, die beiden Sphären vereinigen sich. Der Jammer des „Ich“ wird aufgenommen und im Reichtum des

„Du“ gestillt: „Ich preise dich für deiner Liebe Macht, ich rühm' die Gnade, die mir Heil gebracht.“ Und: „Ich warte still, dein Wort ist ohne Trug, du weißt den Weg für mich, das ist genug!“

Das „Platzgedicht“

Hedwig von Redern war an ihren Geschlechtsgenossinnen Seelsorgerin, nicht Zuchtmeisterin, nicht Gesetzestreiberin. Sie war verstehende Schwester. Jede Not, die ihr aufs Herz gelegt war, wurde wirklich in dies Herz aufgenommen und verarbeitet. Sie hatte es mit unendlich vielen Menschen zu tun, die auf der Schattenseite des Lebens wohnten. Viel kostbares Menschenmaterial ging in den lichtlosen Hinterhöfen der Großstädte, in denen sie diente, vorzeitig zugrunde. Viele feinsinnige Naturen waren mit unfeinen Naturen zusammengeschmiedet, mit solchen, die sie vergewaltigten. Wieviel junge Mädchen hatte sie kennengelernt, deren Familienverhältnisse die nötigste Freiheit zur Entwicklung nahmen, und die schwer darunter litten!

Es war nicht alles „Empfindlichkeit“. Es gab freilich auch viel Empfindlichkeit. Es gab viele Menschen, denen mußte nur der „Star gestochen“ werden für das Gute, mit dem Gott gerade in ihren Verhältnissen sie bedacht hatte.

Wie dem auch gewesen sein mochte, den vom Leben Unbefriedigten mußte geholfen werden. Man konnte ihnen nicht helfen mit einem „Platzwechsel“. Man konnte ihnen aber helfen, indem man ihnen den Platz, auf dem sie standen, bedeutungsvoll machte. Alle Unbequemlichkeit einer Situation wird überwunden aus den höheren Zwecken heraus, um deretwillen man in sie hineingestellt worden ist oder sich in sie hineingestellt hat.

Hedwig von Redern hatte sich auch in der Werdezeit ihres Lebens einen andern Platz gewünscht. Sie hatte unter der Verkettung von Verhältnissen ernst gelitten. Aber sie war still darin geworden, daß sie selbst nicht die Verantwortung trug, daß der, der ihr Leben bereitet, und der es seinen Zielen zuführte, sie gerade so plaziert hatte. Sie war freudig geworden darin, daß der Wille Gottes alle Fruchtbarkeit im Leben bedeutet, dagegen der eigne Wille zu aller Unfruchtbarkeit im Leben verurteilt. Es war alles recht, so wie es war; denn es war von Gott bereitet.

In einer Bibelübersetzung fand sie den Spruch aus den Abschiedsreden Jesu (Joh. 15, 16): „Ich habe euch gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringt, eine Frucht, die da bleibe“ in der Nuance einer Übertragung, die ihr besonders viel gab: „Ich habe euch an euren Platz gesetzt.“

O wenn man doch die Verantwortung für die Lebensumstände und die Lebensentwicklung kindlich Gott überlassen könnte, dann hörte der nutzlose Kampf gegen die Lebensumstände auf, der verzehrende, zermürbende Kampf, der im Gemüt so viel Säure absetzt, der die Linien um den Mund so spitz macht, der die Worte so bitter werden läßt! Dann hörte ein hoher Prozentsatz der Qual auf, mit der die Menschen sich untereinander quälen.

Eines Abends, als sie schon zu Bett gegangen war, stand das alles so greifbar vor ihrer Seele, daß sie die dichterische Initiative zu einer momentanen Aktivität zwang. Im Halbdunkel kritzelte sie einige Verse hin, das Platzgedicht. „Es flog“, schrieb der Bruder, „in russischer und englischer Übersetzung durch die ganze Welt bis nach Amerika.“

Du stehst am Platz, den Gott dir gab,
dem Platz, den er dir zugedacht;
dort nur bleibt er dein Schild und Stab,
dort gibt er Frucht, dort wirkt er Macht.

Will er dich segnen, sucht er dich
nicht in der ganzen weiten Welt,
er sucht dich nur an deinem Platz,
dem Platz, wo er dich hingestellt.

Bleib auf dem Platz, den Gott dir gab,
und halte da in Treue aus;
ist es ein Kreuz, steig nicht herab,
ist's Schmelzerglut, weich ihr nicht aus!
Blick auch nicht seufzend rechts und links,
scheint er verborgen, irdisch, klein;
auf diesem Platz, den Gott dir gab,
will er durch dich gepriesen sein.

Was du versäumst an deinem Platz,
auch wenn es niemand ahnt und sieht,
das bringt um einen Segensschatz
vielleicht ein gottgeliebtes Glied.
Bedenk's: den Platz, den Gott dir gab,
kann niemand füllen als nur du;
es ist nicht gleich, ob du dort stehst;
denn grade dich braucht er dazu.

Nimm täglich ihn aus Gottes Hand,
den Platz, den seine Liebe gab;
was sich an eignen Plänen fand
bei dir noch: senk's in Christi Grab!
Soll er begegnen dir mit Sieg,
soll er erhören dein Gebet,
er tut's nur, wo sein Streiter treu
auf dem gewiesnen Posten steht.

Brich dir nicht selbst die Krone ab,
sag niemals deinem König: „Nein“!
Nur auf dem Platz, den er dir gab,
wird seine ganze Fülle dein.
Ja, auf dem Platz, den er dir gab,
da jauchze du ihm fröhlich zu,
daß jeder sieht: sein Wille ist
dir Leben, Herrlichkeit und Ruh'!

Sieh, wenn er kommt, sucht er auch dich
nicht in der ganzen weiten Welt,
er sucht dich dort nur sicherlich,
wohin er selber dich gestellt.

Und dann, o sel'ger Freudentag,
wenn er an deinem Platz dich fand,
versetzt er dich, gibt dir den Platz
auf seinem Thron im Heimatland.

Wer mag ermessen, wieviel „Platztragik“ dieses Gedicht weggenommen hat!

Der Geist der Kindschaft

„Gott hat dich an deinen Platz gestellt, also . . .“

Kann das wirklich in all der heißen Qual, die ein Mensch in schweren Lebensverhältnissen täglich durchkostet, genügen?

Es kann genügen, und es wird genügen, wenn man Gott wirklich kennt.

In die Erkenntnis Gottes einzudringen, das war ja das Große, was H. v. R. an den Mystikern erschaut hatte. Wenn ich weiß, was ich für einen Gott habe, dann werde ich auch in seiner Führung still und freudig.

Lichtfluten brachen für Hedwig von Redern herein, als sie in dieses neutestamentliche Wesen eindrang: mein Gott ist mein Vater, ich darf zu der großen neutestamentlichen Gottesfamilie gehören, die beten darf: „Unser Vater, der du bist in den Himmeln!“ Er ist die Fülle alles dessen, was in dem Begriff, in dem süßen Wort „mein Vater“ liegt. Da dichtete sie:

Der Vater weiß, das macht mich still;
ich will nur, wie der Vater will,
er kann mich nicht verlassen.
Der Vater weiß, was mich bedrückt,
der Vater weiß, was mich beglückt,
eh's Herz und Hände fassen.

Der Vater weiß, das macht mich stumm.
Mich selbst rechtfertigen, warum?
Er wird schon für mich streiten.
Ich leg' es alles vor ihn hin.
Weil ich des Vaters Kind ja bin,
wird er mich sicher leiten.

Der Vater weiß, das macht mich froh,
ich Sorge nicht um Wie und Wo,
nein, ruh' in seinen Händen.
Der Vater kommt zur rechten Zeit,
noch eh ich's weiß, ist er bereit,
mir, was mir fehlt, zu spenden.

Der Vater weiß, das macht gewiß,
er selbst tritt für mich in den Riß,
stellt er mich auch beiseite.
Der Vater weiß, wie schwach ich bin,
und geht's durchs dunkle Tal einst hin,
gibt er mir das Geleite.

Der Vater weiß, das ist genug;
der gestern half und heute trug,
läßt meinen Fuß nicht gleiten.
Drum jauchz' ich laut: Der Vater weiß;
ihm sei Anbetung, Lob und Preis
in alle Ewigkeiten!

Nach der Abendmahlsfeier

Von ihrem väterlichen Freund, Graf Bernstorff, hatte Hedwig von Redern gelernt, das Gedächtnismahl des Todes Christi in erster Linie als Feier der Anbetung aufzufassen. Mit all denen, die an ihn glauben, die ihm angehören, die ihm dienen und auf ihn warten, das gesegnete Brot und den gesegneten Kelch genießen zu dürfen, das waren immer Höhepunkte in ihrem Leben:

Du selber hast uns eingeladen
zum Mahl der Liebe, Herr, aus Gnaden;
nun brich uns selbst das Lebensbrot
und tauch uns tief in deinen Tod!

Wir sind nichts wert, nichts ist zu finden
an uns als Schwachheit, Armut, Sünden;
doch kommen wir in heißem Flehn:
„Laß uns am Kreuz uns mit dir sehn!“

Dein Leib, dein Blut, dein heil'ges Leben
hast du, Herr Christ, für uns gegeben;
wir nehmen's neu jetzt von dir hin,
erfülle du Leib, Geist und Sinn!

Laß Lebenskräfte sich ergießen,
die einend durch die Glieder fließen!
Du heil'ges Haupt der kleinen Schar,
mach deine Fülle offenbar!

Nach einer solchen Stunde flossen die Anbetungslieder:

Es tönt ein Lied, von tausend Zungen
gejubelt durch die Völkerwelt,
ihm, der des Drachen Macht bezwungen
auf Golgatha als Siegesheld.

In allen Reichen, Sprachen, Zonen
erklingt dies Lied mit Wundermacht,
und die in Todesschatten wohnen,
hat's in das ew'ge Licht gebracht.

Singt, singt das Lied vom Sieg und Glauben,
das Lied von Jesu Herrlichkeit;
mag auch die Hölle noch so schnauben,
der König kommt, er ist nicht weit!

Der Winter 1918/19

Der Herbst des Jahres 1918 war von Sonnenglanz erfüllt, wie wir ihn nur selten erlebt. Die Bäume im Tiergarten glühten in der Zauberpracht dieses großen Malers Herbst, der, wenn er will, über das bunteste Farbenspiel verfügt. Aber hinter diesen Bäumen erhob sich in den blauen Himmel jene Kuppel, unter der die Worte fielen, die den Zusammenbruch aller Stützen, das Bersten aller Fundamente unseres irdischen Daseins ankündigten. — Und immer noch gab die Sonne von ihrer Sommerwärme her, als dieses erschütternde Armwerden durch die Häuser und durch die Herzen ging. — Man sah seine Liebsten neben sich sterben, selbst von den unheimlichen Banden der Seuche umfassen. — Man sah seine Werte vergehen, man sah sein Volk ehrlos werden. — Fahre hin, Besitz, Hoffnung, Schönheit dieser Erde!

Der selbstgeschriebene Lebenslauf H. v. R's streift nur kurz die Geschehnisse dieses Winters, aber nicht so kurz, um den Leser nicht merken zu lassen, wieviel er der Sängerin mit der Harfe des Königs nahm.

Aber sie hatte eben diese Harfe noch, sie hatte das Königslied, das neue Lied noch. Sie hatte die Hoffnung auf ein ewiges Reichwerden, ihr Lied erhob sich deshalb über das Armwerden in zeitlicher Beziehung:

Wir sind hier arm geworden,
ganz arm, gering und klein;
der Pilgerweg wird rauher,
wie kann's auch anders sein?

Das Auge sieht hienieden
nichts recht mehr, was es freut;
es hebt ihr Haupt die Sünde
zu hoch und ungescheut.

Wir sind hier arm geworden;
doch einer macht uns reich:
er, der um unsertwillen
arm ward, uns Armen gleich.

Was uns die Welt genommen,
er gibt's uns tausendfach,
er trägt all unsre Lasten,
ist immer für uns wach.

Die heimlichen Kleinodien,
die uns sein Blut gewann,
die legt er, unsre Blöße
bedeckend, selbst uns an.

So gehn wir arm und elend
durch diese trübe Zeit,
und doch im Brautgeschmeide
der ew'gen Herrlichkeit.

Wie oft haben Armgewordene in diesem schweren Winter sich an diesem Lied geletzt und gestillt! Und auch mit dem andern Lied, das wie ein lichter Bote neben die überfallenen und ihrer Habe entblößten Wanderer trat:

Wir sind ja auf dem Heimweg,
was blickt ihr so betrübt?
Wir sind ja auf dem Heimweg
zum Vater, der uns liebt.

Und wer da heimwärts wandert,
schaut nicht viel nach dem Pfad;
er denkt nur an die Freude,
die er vor Augen hat.

Schon hie und da ein Lichtlein
blinkt durch den Nebel her;
das kommt schon von der Heimat,
sie ist nicht ferne mehr.

Ach, das Nachhausekommen,
kein Wort hab' ich so gern!
Wir sind ja auf dem Heimweg
nach Salem, zu dem Herrn.

Es war aber nicht nur „Zukunftsmusik“, es war schon jetzt ein Haben, ein Besitzen. Der, der einem eine ewige Heimat geschenkt, hatte schon jetzt das Angeld gegeben, seinen Heiligen Geist, in dem die himmlischen Sendungen zu einem kommen. Seine Verheißung, daß er mit den realen Kräften und Hilfsmöglichkeiten seiner Gnadengegenwart nicht fern sei: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Ich will nicht sorgen, du sorgst für mich.
Ich will nicht klagen, ich hab' ja dich.
In deine Hände geb' ich mich hin;
du weißt, Herr Jesu, wie schwach ich bin.
Du bist mein Friede, du bist mein Heil,
im Tod und Leben mein sel'ges Teil,
du bist mein alles, mein Heiland du;
bring mich aus Gnaden zur ew'gen Ruh!

Fruchtbares Leiden

Jeder, der längere Zeit krank gewesen ist, macht in seiner Krankheit irgendwie die Davidserfahrung: „Meine Gestalt ist verfallen vor Trauern, dazu meine Seele und mein Leib. Denn mein Leben hat abgenom-

men vor Betrübniß und meine Zeit vor Seufzen; meine Kraft ist verfallen vor meiner Missetat, und meine Gebeine sind verschmachtet. Es geht mir so übel, daß ich bin eine große Schmach geworden meinen Nachbarn und eine Scheu meinen Verwandten; die mich sehen auf der Gasse, fliehen vor mir. Mein ist vergessen im Herzen wie eines Toten; ich bin geworden wie ein zerbrochen Gefäß.“ (Ps. 31, 10—13.)

Man kommt sich vor wie ein Baum, den die Hitze des Sommers gedörrt hat, den der Herbststurm entlaubt hat, den die Winterkälte hat erstarren lassen. Es fällt dann wohl einmal das Wort vom „kahlen Dornstrauch“

Die Auserwählten des Herrn, die in das Geheimnis des Leidens eingedrungen sind, wissen aber dann erst recht, daß sie gesetzt sind, um Frucht zu bringen, und zwar eine Frucht, die da bleibe. Sie werden nicht irre an der Führung ihres Gottes. Sie können mit Paulus sagen, dessen Leben auch oft einem kahlen Dornstrauch glich: „Wir tragen allezeit das Sterben des Herrn Jesu an unserm Leibe, auf daß auch das Leben des Herrn Jesu an unserm Leibe offenbar werde. Denn wir, die wir leben, werden immerdar in den Tod gegeben um Jesu willen, auf daß auch das Leben Jesu offenbar werde an unserm sterblichen Fleische. Darum ist nun der Tod mächtig in uns, aber das Leben in euch.“ (2. Kor. 4, 11. 12.) Das war der Geistesboden, auf dem H. v. R. in ihrer letzten Leidenszeit stand.

Ergreifend, aber auch tief erquickend gibt ihr Gedicht „Vom Dornstrauch“ davon Zeugnis:

Von dem kahlen Dornstrauch deines Lebens
sollen andern Rosen noch erblühen;
aus der Nacht, in die dein Gott dich tauchte,
soll dem Nächsten helles Licht erglühen.

Du im Elend, Leiden und Entbehren,
von des Herren Händen schwer geschlagen.
Und wozu? Du sollst die Umwelt lehren,
glaubensstark das Kreuz ihm nachzutragen.

Für die andern! Du bist nicht dein eigen;
du gehörst dem, der für dich gelitten;
ob durch Zeugen oder ob durch Schweigen,
ehre den, der dir das Heil erstritten!

Alle Tage will er dich umgeben,
alle Tage neue Tragkraft schenken.
Von dem kahlen Dornstrauch soll das Leben
sich in andre tote Herzen senken.

„Die mit Tränen säen“

Einer der Brüder H. v. R's war Kammerherr der letzten deutschen Kaiserin. Durch ihn gelangte das Lied in die Hand der Kaiserin:

Er, der aus Tränen Perlen schaffen kann,
dem nichts zu viel für uns und nichts zu wenig,
er, unser hochgelobter Herr und König,
er blickt auch dich mit heil'ger Liebe an.

Er kommt, zu heilen, wo er Wunden schlug,
er kommt, was schwach, zu tragen, zu verbinden;
an seinem Herzen soll den Frieden finden,
wer hier sein Kreuz und seine Schmach mittrug.

In ihm soll alles Leiden dieser Zeit
zu lauter lichten Herrlichkeiten werden
und ihn verklären, unsern Herrn auf Erden,
bis er uns einst verklärt in Ewigkeit.

Der Kaiserin muß dieses Lied sehr wertvoll gewesen sein; denn sie ließ eines Tages der Dichterin ihr Bild im Perlenschmuck überreichen. „Ihr waren Perlen zu Tränen geworden“, schreibt der Bruder.

Nun sind auch der Dichterin selbst ihre Tränen zu Perlen geworden. Sie ging hin und weinte und trug edlen Samen, und an jenem Tag wird sie kommen und ihre Garben bringen, deren volle Ähren wie Perlen leuchten werden.

Vertrauen bis zum Äußersten

Die Nummer der „Mitteilungen des Deutschen Frauenmissions-Gebetsbundes“, die die Mitteilung von dem

Abschluß des Leidensprozesses und Glaubensweges im stillen Krankenstübchen in Nr. 13 der Augustastraße in Potsdam brachte, enthielt zugleich auch noch ein Gedicht der Heimgegangenen. Gleichsam Abschied nehmend, trat sie damit vor ihre Schwestern hin.

H. v. R. schrieb früher einmal aus ihrer Krankheitszeit: „Jeder Tag hat sein Gedicht, also auch jeder Leidenstag.“

Von einem der gesegnetsten deutschen Glaubenssänger heißt es in einem Lebensbild: „In den letzten sieben Jahren seines Lebens vernahm die Welt nichts mehr von seinen Psalmen. Vielleicht war die Quelle seiner Dichtung in der Hitze der Trübsal dieser sieben Jahre versiegt.“ Wahrscheinlich war es aber so, daß er seinen Auftrag vor diesen sieben Jahren erfüllt hatte. Er hatte die Christenheit für Jahrhunderte gesegnet mit seinen Glaubensliedern.

Gott macht es mit dem einen so, mit dem andern anders. H. v. R. erhielt „Aufträge“ bis fast in ihren Todestag hinein. „Mir kommen Gedanken — es sind gar keine Gedanken, sondern Aufträge“, schrieb sie einmal.

Der letzte „Auftrag“, mit dem sie aus der Sichtbarkeit schied, war also jenes Gedicht vom „Vertrauen bis zum Äußersten“. Es heißt:

Die zum Äußersten vertrauen,
dürfen Gottes Wunder schauen;
anderen gelingt es nicht.
Die beim Wort ihn restlos halten,
sehn Erfüllung sich gestalten,
und sie wandeln froh im Licht.

Solche nur sind auch berufen
zu des Thrones heil'gen Stufen,
dürfen Gottes Freunde sein,
dürfen seinem Auftrag lauschen,
stille Zwiesprach' mit ihm tauschen,
gehn in seine Fülle ein.

Und wie kann schon hier auf Erden
dies Vertraun lebendig werden?
Nur in tiefer Leidensglut!
Da zerschmilzt das eigne Leben,
da wird uns die Kraft gegeben
und des Glaubens Siegesmut.

Da geschieht im Geist, dem wahren,
Gottes heil'ges Offenbaren,
und wir sehn ihn, wie er ist.
Zur Gewißheit wird das Sehnen,
weil wir nur auf ihn uns lehnen,
unsern König Jesus Christ.

Was sagt uns dieses Lied?

Seine Sängerin ist mit Gott gegangen bis zuallerletzt, und Gott hat sie nicht überfordert und nicht überladen mit Last. Er hat für den Gang seiner Magd nicht ein zu weites Schrittmaß gehabt. Es ist ihr geschehen nach dem Wort: „Es hat euch noch keine denn menschliche Versuchung betreten; aber Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über euer Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr's könnet ertragen.“

Wenn jemand in bezug auf die erste Strophe dieses Gedichtes zagend fragt: „Wird es mir gelingen?“, dann klingt aus dieser letzten Gabe der Heimgegangenen die Antwort heraus: ja, es wird dir gelingen; denn auch das Vertrauen bis zum Äußersten ist keine eigne Arbeit. Es ist das Wirken des Heiligen Geistes auch bei dem Schwächsten und Elendesten, wenn er nur treu ist, nur treu. Das andere wirkt der Vater, der Sohn, der Heilige Geist. Da wird uns die Kraft gegeben und des Glaubens Siegesmut.

So steht das Bild der vollendeten Dulderin vor uns als eine Antwort auf die bange Frage: wenn es zum Äußersten kommt, was bleibt dann von dem, was wir in ruhigen Tagen so freudig bekannten, daß Gott unsere Zuversicht und Hilfe ist?

Es bleibt die Erfüllung des Verheißungswortes —

ohne Abzug und unter den erschwertesten Umständen —:

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein! Denn so du durch Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht versengen.“

Lieder haben ihre Geschichte

Welche Geschichte hat das Hirtenlied Davids, der 23. Psalm! — Welche Geschichte hat das Lied Moses, des Mannes Gottes, der 90. Psalm! — Welche Geschichte hat das Lied Luthers: „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir“! — Welche Geschichte hat das Lied Paul Gerhardts: „Befehl du deine Wege“! — Das meiste von dieser „Geschichte der Lieder“ wird da offenbar werden, wo das „neue Lied“, aus dem sie entsprungen sind, in seinem vollen Klang gesungen werden wird. — Wir freuen uns darauf, dann diese Geschichten zu hören.

Aber wenn die Lieder einem Quell gleichen, der sich zum Bächlein oder zum Fluß oder zum Strom hin erweitert, dann können ihre Geschichten auch schon auf dieser Erde nicht ganz verborgen bleiben. Dann sind es schon jetzt die schönsten Geschichten, die erzählt werden können.

Auch die Lieder H. v. R's haben ihre Geschichte.

Gott hat sie gebraucht, um durch sie seine Frohe Botschaft in die Herzenstiefen hineinzutragen.

Der Verfasser will hier nur einige Liedergeschichten weitergeben, wie er sie selbst miterlebt, oder wie sie ihm wenigstens von glaubwürdigem Freundesmund erzählt worden sind.

Der Schlüssel zum Herzen

Der Lichtkegel einer elektrischen Taschenlampe irrte von der Orgelempore herab durch einen weiten, dunklen Kirchenraum.

Die Kirche hätte aber in diesem Augenblick nicht dunkel sein dürfen; denn unten im Schiff und oben auf den Emporen, im Altarraum und auf den Treppen saßen viele Menschen. Sie waren alle gekommen, um einen Evangelisationsvortrag zu hören; aber gerade als der Vortrag beginnen sollte, versagten die vielen Glühbirnen an den Pfeilern und an den Leuchtern. Es war in der Zeit, wo bei uns oft das Licht versagte, und wo man nicht damit rechnen durfte, daß es so bald wiederkam. — Aus dem Vortrag wurde also vorläufig nichts. Es teilte sich denen, die gekommen waren, ihn zu hören, etwas von jener unruhigen Spannung mit, die so leicht in überfüllten Räumen einzieht, wenn irgendein Gefahrenmoment empfunden wird.

Da eben ließ der Organist auf der Orgelbank seine elektrische Taschenlampe aufleuchten, schlug ein dünnes blaues Notenbuch auf und flüsterte der Dame, die neben ihm stand, die Worte ins Ohr:

„Können Sie ohne Licht singen?“

„Ja, Nummer 3, das kann ich auswendig.“

Ein Dritter hielt nun die Taschenlampe gerade auf das kleine Notenbuch über den weißen Tasten, und dann klang das Lied H. v. R's durch den finsternen Raum:

Den Schlüssel zum Herzen, dem kranken,
hat Jesus, der Heiland, allein.
Wenn Hoffnung und Glauben versanken,
dann leuchtet er suchend hinein.

Hinein in das dunkle Leben,
ins sündenverfinsterte Herz,
um Heilung und Rettung zu geben
und Hilfe für Wunden und Schmerz.

Und wenn dann sein Heilen und Lieben
das Wunder, das große, getan,
dann öffnet, von Liebe getrieben,
das Herz sich und betet ihn an.

Dann brechen die eisernen Bande,
die lange die Seele gebannt,
und Schulden, Schaden und Schande
löscht aus die durchgrabene Hand.

Es war noch nicht ganz zu Ende, da flammten — unerwartet schnell — die Glühbirnen wieder auf. Die Menschen griffen an ihre Augen, um sie gegen den hellen Schein zu schützen.

Hinter einer Säule stand ein Mann mit bleichem Angesicht, wildem Bart und verwetterten Zügen. Der griff auch an seine Augen, aber nicht um sie abzublenden, sondern um die Tränen herauszuwischen; schwere Tränen rannen in seinen Bart. — Nachher verließ er die Kirche schnell. —

Einige Tage später erhielt ein Kaufmann in einer nahen Stadt ein Brieflein von einem ihm unbekanntem Absender. Als er den Umschlag gleichgültig aufschnitt, fiel ihm ein Fünzigmarkschein (es waren damals die Anfänge der Inflationszeit) in die Hand und ein Zettel. Auf diesem Zettel stand folgendes geschrieben:

„Sehr geehrter Herr . . .

Im zweiten Kriegsjahr kaufte der Schreiber dieser Zeilen, den Sie nicht kennen, in Ihrem Laden allerlei Lebensmittel ein. Es war dämmerig im Laden und fehlte an der Bedienung. Da erlag der Schreiber der Versuchung, einen Gegenstand mitzunehmen, der unbeaufsichtigt ihm gerade handgerecht war. Niemand hat es gemerkt. Sie haben den Gegenstand vielleicht vermißt und gesucht, aber ihn dann verlorengelassen. Ich kann Ihnen heute denselben nicht mehr zurückerstatten; denn er ist nicht mehr vorhanden. Ich weiß aber, daß ich seinen Wert ersetzen muß, und habe mich erkundigt, was

es heute ausmacht. Den Betrag sende ich Ihnen anbei zu und bitte Sie, mir meine Unterschlagung zu vergeben, wie Gott mir vergeben hat.“ —

Soweit der Brief. Der Kaufmann hatte noch nie einen derartigen empfangen, und er konnte es nicht lassen, Nachforschungen anzustellen. Da ward der Zusammenhang mit dem Lied H. v. R's offenbar.

Es hatte in diesem Lied nichts von Wiedergutmachung gestanden, es war nur einem Menschenherzen der Schlüssel zum Heil gereicht worden. Dieser Schlüssel schloß auch die Gewissenspforte auf. Und das selige Ende war:

Und Schulden, Schaden und Schande
löscht aus die durchgrabene Hand.

Selige Wege in schwerer Zeit

(Aus einem im Februar 1917 geschriebenen Brief.)

„Nun bin ich wieder im Trubel und unter dem äußeren Druck der ‚schweren Zeit‘. Die letzte Nacht habe ich in einem ungeheizten Warteraum zubringen müssen, weil mein Zug Verspätung hatte und der Anschlußzug schon fort war. Es war bitterkalt, und ich spürte die Kälte doppelt, weil ich am Tag vorher auf meiner Reise nichts weiter zu essen bekommen hatte als ein Rübenpüree. Aber das ist ja unwesentlich. Ich dachte in dieser Nacht an unsere Brüder im Feld. Wieviel mehr müssen sie doch entbehren, und wieviel mehr müssen sie doch erdulden!

Ich kann auch sagen, daß das Licht, welches uns neu-lich in den schönen Konferenztagen so hell geleuchtet hat, mir im kalten, dunklen Warteraum das Herz erwärmt und zugleich hell gemacht hat. Es ist ein Segen, wenn man in einsamen Stunden das Wort Gottes, das man gehört, erst recht in sich aufnehmen kann. Ja, wir gingen an den Seligpreisungen vorbei wie durch eine Allee. Es wurden die ‚leeren Gefäße‘ selig gepriesen.

die ‚Verarmten‘. Der Schatz soll in den zu Ton gewordenen Gefäßen getragen werden.

Es war so viel, das uns aus dem Anfang der Bergpredigt dargeboten wurde. Eine Tiefe der Auslegung rief der andern. Man kann das einzelne ja meistens nicht behalten. Aber ich denke, alles, was wir gehört und ins Herz aufgenommen haben, ist enthalten in dem wundervollen Lied, das wir am Schluß der Konferenz gesungen haben: ‚Näher, noch näher, fest an dein Herz.‘ Ich habe schon manchmal gedacht, ich möchte der lieben H. v. R. danken, daß sie uns dies Lied in unserer deutschen Zunge geschenkt hat.

Was war das für eine Stille, als der letzte Vers verklungen war! Es kam mir so vor, als ob der Geist Gottes sich auf die ganze Versammlung herabsenke.

Der Bruder am Harmonium muß es auch gespürt haben. Ich sah, wie er seine Hand noch auf den Tasten ruhen ließ, als wollte er gleichsam den großen Gedanken dieses letzten Verses noch festhalten:

Näher, noch näher, völl'ger und frei,
bis alles eigene Ringen vorbei,
bis all mein Leben dein Abglanz ist
und du, Herr Jesus, mein alles mir bist!

Es brauchte gar keine Gebetsstille vom Leiter angeordnet zu werden, sie war von selbst da, und nachher brachen die Danksagungen, die Bitten, die Stimmen der Anbetung wie ein Strom hervor.

Ja, wenn unsere Wege auch noch tiefer in die schwere Zeit hineinführen, mit der Bitte im Herzen: ‚Näher, noch näher, fest an dein Herz ziehe mich, Jesu, durch Freude und Schmerz!‘ werden es doch *selige Wege* sein. Möchte doch auch an mir dieses große ‚Bis‘ erfüllt werden: ‚Bis all mein Leben dein Abglanz ist und du, Herr Jesus, mein alles mir bist!‘ Es gibt so vielerlei Leiden jetzt, inneres und äußeres; aber allem, was wir in dieser schweren Zeit erleben, ist doch eigentlich der Stachel

genommen, wenn wir wissen: es hat doch nur diesen einen Zweck und dient diesem *einen* Ziel.“

„Weiß ich den Weg auch nicht . . .“

Auch in Fürstenschlössern weiß man den Weg oft nicht.

Ich stand auf der Höhe des Berges und sah zu dem Schloß in der Tiefe hinunter, das den Mittelpunkt und das Juwel in der wundervollen Park- und Bergnatur um mich herum bildete.

Vor einer Stunde hatte von dort her Militärmusik heraufgetönt. Jetzt war das letzte strahlende Maestoso verklungen und der helle Lichterschein in den breiten Fensterreihen erloschen.

Nur noch einzelne Lichter hier und da. — Ein besonders helles Fenster fiel mir auf, und dahinter erblickte ich den Schatten einer weiblichen Gestalt. War es die Fürstin selbst, die die Pracht des linden Sommerabends genießen wollte?

Was sie sah, war einem Traumbild vergleichbar. Aus der Tiefe herauf zogen sich die vom glimmenden Abend und vom Mondlicht zauberisch umwobenen Parkwege, an den mächtigen, düsteren Tannen und breiten Ulmen vorbei, zur Höhe. Man hörte das Rauschen eines Wasserfalles von fern. Ganze Regimenter von Glühwürmchen schwirrten umher, als wollten sie den Herrschaften einen Fackeltanz und eine Serenade darbieten. Berauschernde Duft der Rosen erfüllte die Luft.

Die Gestalt am Fenster bewegte sich kaum. Es schien, als könne sich die Beschauerin nicht von der Aussicht trennen.

Aber dies Fenster, das einen so märchenhaft schönen Blick gab, hatte eine traurige Geschichte.

Ich kannte sie; denn ich kannte die Geschichte des

Schlusses. Hier hatten manche gestanden, die „den Weg nicht wußten“.

Hier hatte einmal ein treuer Seelsorger gestanden, nachdem er drin im Kabinett mit seinem Fürsten ernste Zwiesprache gehalten über das Wohl des Volkes drunten in der großen Stadt und weit umher. Aber diese Zwiesprache war vergeblich gewesen. Der treue Mann fühlte, daß das Herz des Fürsten sich für ihn verschlossen hatte. Er hatte viel, sehr viel für diesen Fürsten getan. Er war mit ihm in der Verbannung gewesen. Er hatte ihn mit seinem eignen Leib in Lebensgefahren gedeckt. Er hatte ihn von Kindesbeinen an liebgehabt und liebte ihn noch. Er liebte sein Volk und sah dessen Schicksal vor sich. Er sah mit prophetisch hellem Blick in eine dunkle Zeit der Völker überhaupt hinein.

Er wußte den Weg nicht. —

Hier hatte auch ein treuer Minister gestanden, als sich zum letztenmal die Tür zum Kabinett seines Fürsten hinter ihm geschlossen und er als ein in Ungnade gefallener Mann entlassen war. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen“, murmelten seine Lippen vor sich hin.

Er wußte seinen Weg nicht. —

Hier hatte dann zehn Jahre später jener Fürst selbst gestanden und mit finsterem Auge nach rechts geschaut, ob sein mit sechs Isabellen bespannter Wagen noch nicht vorfuhr. Der Wagen brachte ihn — in die Verbannung. Sein Schicksal hatte sich erfüllt, genauso erfüllt, wie jener Seelsorger und jener Minister es vorausgesehen, und wie sie es ihm so gern erspart hätten. Er stand und schaute mit tränenlosem Auge in die Pracht des Bergparks, den unter Aufwand der besten Kräfte seines Landes seine Ahnen vor Hunderten von Jahren aus einem rauhen Bergabhang geschaffen hatten.

Für ihn war alles dahin, er wußte den Weg nicht. —

Hier an diesem Fenster hatte auch ein kriegsgefangener Kaiser im breiten Lehnstuhl gesessen. Lange

Nachtstunden hindurch. Er war ein müder, entthronter Mann. Er hatte in der Welt ausgespielt, und im Flimmern der Sterne und im Leuchten des Mondes kam ihm der gespenstische Riesenbau auf der Höhe des Berges wie ein abgebrochener babylonischer Turm vor. Auch er hatte einen babylonischen Turm in die Weltgeschichte bauen wollen; der Turm war zusammengebrochen. Lange Nachtstunden saß der entthronte Kaiser an diesem Fenster, wenn der Schlaf ihn floh.

Er wußte den Weg nicht. —

Wußte *die* Fürstin, die vielleicht jetzt gerade an diesem Fenster stand, auch den Weg nicht?

Es lagen Schicksalsfragen drückend in ihrem Gemüt. Vielleicht auch ein banges Zukunftsahnen. —

Ein Jahr darauf brach der große Krieg aus, und als fünf Jahre später die Fürstin zum letztenmal an diesem Fenster stand, um Abschied vom Schloß und von der geliebten Landschaft draußen zu nehmen, da wußte auch sie den Weg nicht. Sie fragte hin und her. Sie fragte ihre Damen und die hohen Hofbeamten. Sie ließ dann und wann auch einmal einen der Männer zu sich kommen, die am Hof ihres Gemahls die Fäden des weltgeschichtlichen Geschehens in der Hand hielten. Auch sie wußten den Weg nicht, es wußte ihn keiner.

Sie zog ihrem Gemahl nach in die Verbannung. Sie erlebte Schwerstes, was eine Frau, eine Mutter, eine Fürstin nur zu tragen vermag. Sie lag im fremden Land zum Sterben krank danieder.

Da reichte ihr jemand das Lied von H. v. R.:

Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl,
das macht die Seele still und friedevoll.
Ist's doch umsonst, daß ich mich sorgend müh',
daß ängstlich schlägt mein Herz, sei's spät, sei's früh.

Auch eine Fürstin hat, wenn es zum Letzten kommt,
keinen Weg, wenn sie nicht den Weg aus dem „Ich“ in

das „Du“ gehen kann. Diese Fürstin ging ihn. Sie ließ es in einem herzlichen Brief an die Sängerin wissen, daß auch sie etwas davon erfuhr: „Du weißt ihn wohl, das macht die Seele still und friedevoll.“

Um dieselbe Zeit, da jene Fürstin in ihrer Sterbensnot mit diesem Lied H. v. R's getröstet wurde, lagen in Riga deutsch-baltische Glaubensgenossen im Gefängnis. Sie litten hart. Sie wußten den Weg nicht. Ging es in die Freiheit, oder ging es in den Märtyrertod?

Eine junge Sängerin, Marion von Kloth, auch mitgefangen und in gleicher Ungewißheit des Weges, aber mit dem Geist der Kraft erfüllt, ging an den Zellen ihrer Leidensgenossen vorbei und sang in jede Zelle hinein das Lied: „Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl, das macht die Seele still und friedevoll.“

Der Friede Gottes senkte sich auch in die düsteren Mauern hinein, und die Seufzer erstarben.

Eines Tages wurde Marion von Kloth herausgeführt, um den Tod einer Märtyrerin und Heldin des Glaubens zu sterben. Wenige Stunden später aber wurden ihre Glaubensgenossinnen, die sie mit ihrem Lied gestärkt, von ihren inzwischen eingetroffenen Befreiern aus dem Gefängnis heraus in die Freiheit geführt.

Marion von Kloth hatte gesungen: „Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht, und du gebietest ihm, kommst nie zu spät.“ War Gott in ihrem persönlichen Fall nicht doch zu spät gekommen. nur einige Stunden zu spät?

Die Stunde Gottes liegt oft hinter der Linie des Todes. Er hat eine ganze Ewigkeit, um sich darüber zu rechtfertigen, daß er nie zu spät gekommen ist, daß bei ihm kein Verzögern und kein Verschleppen, kein Versäumen des rechten Zeitpunktes war. Diese Ewigkeit rechtfertigt ihn so, daß in ihr kein einziger, der in sie

eingegangen ist, ihn jemals fragen wird, warum er nicht früher kam.

Hedwig von Redern hatte die baltische Sängerin Marion von Kloth nicht getäuscht. — „Dein Wort ist ohne Trug, du weißt den Weg für mich, das ist genug.“

Das Lied vom Lamm Gottes im Kriegsgetümmel

Mai 1921. Oberschlesien befand sich in Aufruhr und Umsturz. Die gepanzerte Faust des Nachbarn im Osten griff über die Grenze. Sie schob die kaum zur Ruhe gekommene Kriegsmaschine mit all ihrem furchtbaren Todesgerät weit ins Land hinein, bis zu dem Annaberg, dessen das Flachland beherrschende Höhe nicht weit hinter dem Dorf Oberwitz emporsteigt. Hier hatte sich der deutsche Selbstschutz verschanzt und erwartete den Feind. —

Von der Oder her hallte der Marschtritt einer Freischar. Im Nu waren Dorf und Schloß besetzt. Der Anführer stellte sich der Schloßherrschaft vor. Es war der „wilde Faska“. Schrecken und Angst gingen vor diesem Namen her. Die Flüchtlinge, die vor der Kriegsschar durchgekommen waren, erzählten Schauriges von seiner Härte und finsternen Entschlossenheit.

Nun war das stille Schloß unter den hohen, grünenden Wipfeln ein Feldlager mit all den fürchterlichen Umständen geworden, die der moderne Krieg in sich schließt. Im Park wurden Schützengräben aufgeworfen. Bei Tag und Nacht knatterten die Maschinengewehre. Ihre Geschosse schlugen in die Wände ein, daß Mörtel und Stein unaufhörlich niederrieselten.

Wehmütig sahen in den stillen, vornehmen Räumen die ehrwürdigen Gestalten der Minister und Exzellenzen aus ihren Goldrahmen heraus auf das wilde Treiben zu ihren Füßen. Da wurden in der einen Stunde

wüste Bacchanalien gefeiert, in der folgenden erfüllten Stöhnen der Verwundeten, die hierher geschleppt wurden, und Todesröcheln die Luft.

Bei Tag und Nacht hatte das gräfliche Ehepaar keine Ruhe; wenn der „wilde Faska“ rief, mußten sie zur Stelle sein. Was er oder einer seiner „Offiziere“ verlangte, mußte herbeigeschafft werden. Sie waren ein Spielball der Launen und Einfälle der Eindringlinge. Aber ihre Herzen ruhten dennoch im Frieden Gottes. Sie kannten den, dem Wind und Meer gehorsam sind. Sie wußten: wenn er spricht, dann verwandelt sich der Sturm in Stille.

Menschlich gesehen war freilich wenig Hoffnung auf Änderung ihrer Lage. Der Kampf wogte hin und her. Immer wieder wurden neue Todesopfer über die Wege des Parks getragen. Einmal toste der Schlachtlärm ferner, dann aber wieder näher und näher. Der Graf hatte den Weltkrieg miterlebt, und unter seinen Schauern hatte sein Herz oft gebebt. Was er aber nun auf seinem eignen Grund und Boden, in seinem eignen Haus miterlebte, schien ihm fast noch grausiger zu sein. Manchmal seufzten beide im Herzen: Herr, wie lange? Wie lange?

Eines Tages öffnete sich jäh die Tür des Gartensaales, den das gräfliche Paar als Eßzimmer benutzte, und der Anführer, eben der „wilde Faska“, trat herein.

„Sie werden heute nachmittag Kaffee für mich und meine Offiziere bereithalten, und zwar hier in diesem Zimmer!“ sagte er zur Gräfin. „Für den Branntwein werde ich selber sorgen.“

In der Mitte des großen Raumes stand ein Flügel.
„Wer kann spielen?“ fragte er barsch.

Die Gräfin antwortete: „Ich begleite mich selbst zum Gesang.“

„Dann machen Sie uns die Tafelmusik!“ befahl der Freischärler, und tückisch blitzte es in seinen Augen.

Die Gräfin atmete tief:

„Ich singe aber nur geistliche Lieder.“

„Das macht nichts! Singen Sie, was Sie wollen!“

Damit verließ er den Saal.

Die Gräfin suchte ihren Gemahl auf.

„Denke dir: sie wollen im Eßzimmer ein Gelage halten mit Branntwein und Gesang, und ich soll ihnen dazu spielen.“

Auch der Graf erleichte. Aber wie in jeder Situation, so hieß es auch jetzt sich der Gewalt fügen, um womöglich Ärgeres zu vermeiden. Die Gräfin ging hinunter in die Wirtschaftsräume und bestellte den Kaffee. Mit großer Pünktlichkeit wurde er im Eßzimmer serviert. Um den langen Tisch herum saßen die sogenannten Offiziere. Wenn der Augenblick nicht so todernt gewesen wäre, hätte das Bild ihrer „Uniformen“ jeden Zuschauer erheitern müssen. Die Freischärler hatten sich wunderlich geschmückt mit alten Waffenröcken, die sie in den Truhen der von ihnen geplünderten Schlösser gefunden. Manche waren auch mit Kutscher- und Dienerlivreen angetan und bemühten sich, recht martialisch darin auszusehen.

Aber der Anführer selbst sorgte in seinem ganzen Auftreten dafür, daß kein Gedanke an die Komik dieser Situation aufkommen konnte. Er trat mit der gefüllten Branntweinflasche unter dem Arm an den Flügel heran.

„So, jetzt singen Sie!“ kommandierte er.

Die Gräfin setzte sich an das Instrument. Ihr Mann trat an ihre Seite. Er tat es, als müsse er sie schützen. Aber wie wenig er dazu imstande sein würde, wenn die Geister des Branntweins diese rohe Schar aus dem letzten Rest von Halt und Zurückhaltung bringen würden, das war nur zu gewiß. Die Finger der Gräfin zitterten, als sie die Tasten berührten. Das Herz schlug fast hörbar gegen die Brustwand, und der Atem drohte ihr zu vergehen. Was sollte sie singen?

Noch einen Schritt näher trat der Anführer heran und hob die Flasche hoch.

Da zog ein ruhebringender Einfluß wie eine höhere Friedensmacht durch ihr Gemüt. Sie griff nach dem Liederbuch des Frauenmissionsbundes. Sie wußte nun, was sie zu singen hatte.

Einige Akkorde klangen an. Die Krieger lauschten auf. Das war ja ihr Nationallied.

Aber zu den Tönen gesellten sich Worte, die sie nie gehört. Es war das Lied von H. v. R.:

O du Lamm Gottes, das da getragen
all meiner Sünden Schuld, Fluch und Macht,
für mich ans Kreuzholz wardst du geschlagen,
für mich hast alles du dort vollbracht!
Nun hat die Erde nichts mehr an mir,
teuer erworben folge ich dir.
Du bist mein Friede, du bist mein Leben,
dich, meine Leuchte in dunkler Nacht,
fand ich am Kreuz.

O du Lamm Gottes, nimm meine Hände,
nimm sie in deine, halte sie fest!
Führe und trage mich bis ans Ende,
wenn mich die eigne Kraft hier verläßt!
In allem Kreuze, in allem Krieg
sei meine Stärke, bleibe mein Sieg!
Still will ich ruhen, still will ich rasten
in dem, was du, Herr, für mich vollbracht;
du bist mein Trost!

Die Stimme der Sängerin wurde immer klarer. Ein wunderbares Werben lag in jeder Strophe, die sie sang.

O du Lamm Gottes, Quelle der Gnaden,
Wunder der Liebe wirket dein Blut!
Wer da mühselig, wer da beladen,
der hat es bei dir köstlich und gut.

Gab es das wirklich auf dieser Welt? Gab es einen Platz, wo man es köstlich und gut haben konnte, wo die Stürme verbrauchten und die Seele sich zur Ruhe niedersetzen durfte? —

Dem wilden Faska war längst der Arm mit der

Branntweinflasche niedergesunken. Die Augen blitzten nicht mehr. Ein weicher, träumerischer Ausdruck trat hinein. Sie wurden feucht. Sie füllten sich mit Tränen. Erstaunt sahen seine Kampf- und Zechgenossen zu ihm hin. So hatten sie ihn noch nie gesehen. Es fing auch in ihnen an zu arbeiten. Es ward auch von ihnen gespürt, daß Himmelstöne sie im Staube suchten.

Mit verhaltenem Atem ließ der Anführer die letzten Töne an sich vorüberziehen. Das Lied klang aus in dem Bekenntnis:

Dich will ich preisen, dir tönt mein Dank,
Lamm, das das Leben für mich errang!
Siegesfroh klingt es durch aller Leiden
brausende Flut und sengende Glut:
„Ich komme bald!“

Da erhob Faska sein Haupt und sagte einfach, wie ein Kind, das ein Weihnachtslied gehört: „Das war schön!“

Der Kaffee stand noch unberührt auf dem Tisch. Niemand dachte mehr an Branntwein. — Draußen erhoben die Maschinengewehre wieder ihre grausige Stimme. Tak, tak, tak! klang es durch die lautlose Stille des Saales. Niemand achtete darauf. Krieg und Aufruhr und alle Not der Zeit und aller Fanatismus und alles um sie herum waren vergessen.

Sie hatten dem „Lied des Lammes“ gelauscht. Das Lied hatte ihre Seelen berührt. Es hatte den Geist des wilden Faska durchbohrt.

„Das war schön!“ sagte er wieder. „Nun wollen wir doch noch weitersingen.“

Er griff nach einem „Reichsliederbuch“, das auf dem Instrument lag. Mit Erstaunen sah das gräfliche Ehepaar, daß diese Blätter ihm kein unbekanntes Land waren. Er schlug das Lied Gustav Knaks auf: „Laßt mich gehn, laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn!“ Und während die Kriegsmaschinen draußen

knatterten, sang er mit seinen Gastgebern zusammen: „Paradies, Paradies, wie ist deine Frucht so süß! Unter deinen Lebensbäumen wird's uns sein, als ob wir träumen. Bring uns, Herr, ins Paradies!“

Faska rief einen der Krieger, die mit am Tisch saßen, herzu: „Du kannst diese Lieder auch singen. Schnell, komm her!“

Da sangen sie zu viert: „Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart. Ich geb' mich hin dem freien Triebe, mit dem ich Wurm geliebet ward.“ Und auch: „Für dich ist ewig Herz und Leben, Erlöser, du mein einzig Gut!“ Dumpf klangen die fernen Kanonenschläge hinein.

Es war eine Feierstunde, von der der Graf und die Gräfin mir neulich erzählten, als wir an demselben Flügel standen und zu den Fenstern hinausschauten:

„Wir werden sie nie vergessen. Es war zu wunderbar. Nachher gingen die andern hinaus, aber der wilde Faska blieb zurück. Es arbeitete stürmisch in seiner Brust, während er uns um eine Aussprache bat. Wir setzten uns zusammen in einen stillen Winkel des Raumes und beschatteten die Augen. Da ließ er uns in sein friedeloses, sturmbewegtes, abenteuerliches Leben hineinblicken: er war von Haus aus katholisch und zum Priester bestimmt. Aber das ging nicht. Es war zuviel in seinem Blut, das sich gegen diese Laufbahn sträubte. Er verließ das Seminar und ward Kriegsmann. Zwischendurch kam er auch mit Jüngern Jesu zusammen und lernte ihre Lebensart und ihre Christen Hoffnung kennen. Aber kein Eindruck hielt stand. Das Unstete in ihm trieb ihn hin und her. Die wilde Kriegszeit gab den Flammen, die in seinem Gemüt brannten, Nahrung. Sie loderten hoch empor. In den verschiedenen Ländern hatte er sich revolutionären Scharen angeschlossen. Dann kam die polnische Volkserhebung und der Einfall in Oberschlesien; der fand ihn in der vordersten Reihe seiner Volksgenossen.“ —

„Wir durften“, konnten später die Schloßbewohner erzählen, „ihm wirklich den Weg zum Frieden zeigen. Es war ein Dienst an seiner Seele, der uns tief bewegte. Und von dem Tage an war er ein ganz anderer. Jetzt trug er seinen Namen ‚Der wilde Faska‘ zu Unrecht. So sehr er uns früher gedemütigt, geplagt, ja bis aufs äußerste gequält hatte, so sehr war es ihm jetzt ernst, als Freund und Beschützer an unserer Seite zu stehen.“

Das führte ihn in die schwersten Konflikte mit seinen eignen Leuten. Der undisziplinierte Haufe seiner Krieger setzte sich ja aus lauter „Freischärlern“ zusammen. Das Verbot und Gebot ihres Kommandanten galt ihnen nicht allzuviel. Und es zeigte sich von Tag zu Tag mehr, daß den meisten von ihnen die Hauptsache war, das Schloß zu plündern.

„An einem Morgen“, berichtete der Graf, „waren die armen Menschen ganz aus Rand und Band. Es war ein entsetzlicher Augenblick, als wir ihr Wutgeheul hörten. Sie verlangten danach, mich an die Wand zu stellen. Mit bewundernswerter Tapferkeit warf sich Faska ihnen entgegen. ‚Nur über meine Leiche werdet ihr euch an der Person des Grafen vergreifen!‘ sagte er mit blitzenden Augen und erhobenem Arm. Da wichen sie zurück und ließen von ihrem Vorhaben ab.“

Noch einmal hatte er sie in Bann zu halten vermocht! aber er fühlte selbst, daß es fraglich sei, ob es ihm ein zweites Mal gelingen würde. Eines Tages vertraute er uns an, daß er nicht mehr in der Lage wäre, seine Leute vor wüsten Ausschreitungen zurückzuhalten. Er wolle aber seine Pflicht tun und deshalb ins polnische Hauptquartier reiten, um daselbst die Abberufung seiner Freischar durchzusetzen und die Besetzung des Schlosses und Dorfes mit geordneten militärischen Streitkräften in die Wege zu leiten.

So geschah es denn auch. Mit wehmütigem Herzen

sahen wir ihn bald darauf wegreiten. Der Abschied von ihm ward uns schwer wie der von einem Freund.

Später hörten wir, daß er beim Sturm auf die Höhe des Annabergs im Kampf gefallen sei. Sein Bild bleibt in unsern Herzen lebendig, wie er hier am Flügel stand und — nachdem er das Lied vom Lamm Gottes gehört — mit zitternder Stimme sang: ‚Laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn!‘ “

„An dem Fuß des Kreuzesstammes“

Als die Schwestern des „Friedenshortes“ in Miechowitz das, was an ihrer „Mutter Eva“ sterblich war, unter dem Kruzifix im stillen Schwesternfriedhof gebettet hatten, sangen sie das Lied H. v. R's:

An dem Fuß des Kreuzesstammes,
wo du, Herr, gestorben bist,
lege ich zum Preis des Lammes
hin mein Leben, wie es ist.
Das ist Seligkeit,
wenn ein armes, armes Leben
ist ihm ganz geweiht!

Dir will ich mein alles geben,
nichts behalt' ich mehr zurück;
ganz zu ruhn in deinem Willen,
das ist wahres, volles Glück.
Das ist Seligkeit,
wenn ein armes, armes Leben
ist ihm ganz geweiht!

Daß ich nur voll Geistes werde,
allen Eigenlebens bar;
Glanz und Güter dieser Erde,
fahret wohl für immerdar!
Das ist Seligkeit,
wenn ein armes, armes Leben
ist ihm ganz geweiht!

O die wunderbare Gnade,
mit der Jesus mich umgibt!
Dir gehör' ich, dich nur lieb' ich,
der du mich zuerst geliebt!

Das ist Seligkeit,
wenn ein armes, armes Leben
ist ihm ganz geweiht!

Wenn hinter einem Lied ein ganzes Leben steht, so wird dieses Lied zur Predigt.

Das, was H. v. R. in ihrem Lied gesungen hat: „Das ist Seligkeit, wenn ein armes, armes Leben ist ihm ganz geweiht“, hatte Eva von Tiele-Winckler ausgelebt. Zu dem Zeugnis des Wortes gesellte sich das Zeugnis des Lebens.

Diese kombinierte Predigt wirkt noch heute fort.

Auch H. v. R. hat ihr eignes Lied ausgelebt. Das Größte, was von ihr gesagt werden konnte, stand in der Todesanzeige des Frauenmissionsbundes, dessen zweite Vorsitzende sie war:

„Sie hat uns allen vorgelebt, was es heißt:
Nichts für mich, alles für den Herrn!“

„Wenn nach der Erde Leid,
Arbeit und Pein . . .“

Unter dem Schatten der alten Kirche ruhe ich ein Weildchen vom Aufstieg zur Höhe.

Gleich werden die Glocken klingen, und die alten ausgetretenen Pfade unter den blühenden Bäumen werden sich beleben. — Ein Evangeliumsfest soll gefeiert werden.

Vom Tal her schallt Gesang. Jugendliche Scharen ziehen die Schluchten hinauf zum Festort hin. Sie tragen ein neues Lied herauf:

Wenn nach der Erde Leid, Arbeit und Pein
ich in die goldenen Gassen zieh' ein,
wird nur das Schauen meines Heilands allein
Grund meiner Freude und Anbetung sein.

Ich kenne das Lied noch nicht; aber ehe ich mir die Frage über den musikalischen Wert der Weise beant-

worte, stelle ich fest, daß das Lied mit seinem beschwingten Refrain und seinem sieghaft herausgestellten Glaubensziel aller Kinder Gottes die Herzen, die Häuser, die Versammlungssäle erobern wird.

Die ersten Gruppen der jungen Sänger ziehen zur Pforte des alten Kirchhofs ein und grüßen mich. —

Ich frage: „Wo habt ihr das Lied her?“

Sie antworten: „Der N. N. hat es gestern von Berlin mitgebracht. Es ist von H. v. R.“

„So, und unterwegs habt ihr es schon gelernt?“

„Ja, im Wald und auf der Heide! Es ist ein feines Lied! Wir haben uns gleich darauf gestürzt.“ —

Ich sehe noch diese und jene straffe jugendliche Gestalt vor mir und freute mich der leuchtenden Augen.

Lebendige Hoffnung!

Lieder, auf die man „sich stürzt“, sind gewöhnlich in kurzer Zeit verbraucht. Es gab Zeiten, wo bei jeder Gedächtnisfeier, bei jeder Bibelstunde, in der von der ewigen Hoffnung des Volkes Gottes die Rede war, das Lied gesungen werden mußte: „Wenn nach der Erde Leid, Arbeit und Pein.“

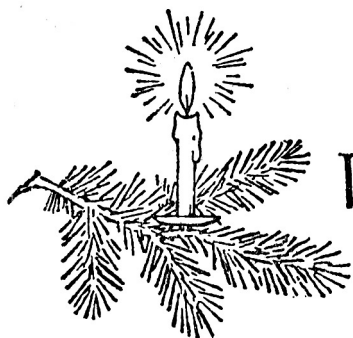
So konnte es natürlich nicht bleiben. Die Gemeinde hat zu viel herrliche, tiefe Lieder von dieser großen Hoffnung. Sie konnte und durfte sie nicht vergessen.

Aber das Lied „Wenn nach der Erde Leid, Arbeit und Pein“ trägt doch den Keim des Unvergänglichen in sich.

Genau dreißig Jahre nach jenem Sonntagmorgen, einige Wochen nach dem Tode von H. v. R., stand ich in der Erlöserkirche in Essen mit einer Schar von Brüdern am Altar: die große Gemeinde der Tersteegensruh-Konferenz feierte das heilige Mahl. Es war eine Stunde, wo sich uns wirklich im schwersten Kampf um die Dinge unseres Glaubens und Zeugnisses der Himmel öffnete. Wir spürten die Kräfte der zukünftigen Welt. Als am Schluß sich die Kirchenpforten öffneten

und die feiernde Gemeinde in tiefer Stille auseinanderging, stimmte auf einmal irgend jemand das Lied an: „Wenn nach der Erde Leid, Arbeit und Pein ich in die goldenen Gassen zieh' ein.“ Im Augenblick verbreitete sich der Gesang über den ganzen Kirchplatz und die einmündenden Straßen. Die Menschen der Großstadt lauschten auf.

Neben mir ging ein altes Ehepaar. Der Mann am Arm seiner Frau sah so hilflos aus, als ob er diesen goldenen Gassen schon ganz nahe sei. Er faßte nach der Hand seiner Gattin, und mit einem Blick des Friedens in seinen Augen, den ich nie vergessen werde, sagte er: „Nun habe ich noch einmal dieses Lied im Kreis der Gemeinde singen dürfen.“



Die große Weihnachts- freude

- Wieder erschallt die frohe Botschaft von der großen Freude, die allem Volke widerfahren ist. Welch eine Freude ist bei jung und alt, wenn uns Tannenduft und Lichterglanz umgibt. Wohl gibt es in unseren Tagen mancherlei Nöte. Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker. Aber mitten in die Not und Dunkelheit kommt das Wort von der großen Freude. Was damals den Hirten auf dem nächtlichen Felde bei Bethlehem verkündet wurde, das gilt auch heute: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren!“

Es mag sein, daß Sie jetzt denken: Was hat denn der Heiland gebracht, worüber man sich freuen kann? Ist es denn durch das Kommen Jesu besser geworden in der Welt? Beweist nicht die allgemeine Not, daß das Christentum versagt hat? Geht mir weg mit dem Wort von der Weihnachtsfreude! Ist es berechtigt, den Heiland und das Christentum für die Not unserer Zeit verantwortlich zu machen? Nicht Jesus ist schuld an der Not der Zeit, sondern die Heilandslosigkeit der Menschen. Wo Jesus Christus in

ein Herz einkehrt, da kehren Friede und Freude ein. Wenn er die Herrschaft hätte in den Herzen, Familien und Völkern, dann stünde es ganz anders in der Welt. Dann suchte nicht der eine den anderen zu unterdrücken und zu übervorteilen. Dann würde Liebe und Friede herrschen. Was die Not über die Völker und den einzelnen bringt, ist die Heilandslosigkeit unserer Zeit. Weil uns Jesus fehlt, darum fehlt auch der Friede. Noch nie war das Wort von der großen Freude so nötig wie in der Gegenwart.

Das Weihnachtsfest fällt in die Zeit der kürzesten Tage und längsten Nächte, aber am Heiligen Abend strahlt helles Licht in die Dunkelheit. Es ist ja ein eigen Ding um den Weihnachtsbaum und seinen Lichterglanz. Wer Augen hat, zu sehen, der sieht in ihm ein beredtes Ewigkeitsgleichnis von der Liebe Gottes, mit der er die Welt so geliebt hat, daß er seinen eingeborenen Sohn gab. Er ist das Licht der Welt, das seit dem Tage von Bethlehem in die trostlose Sünden- nacht der Menschen zu leuchten begann. Ja, Nacht war es, als das größte Weihnachtsgeschenk uns gegeben wurde. Der Prophet Jesaja sagt: „Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker!“ (Jes. 60, 2). In diese Nacht leuchtet das Licht, von dem Luther singt:

Das ew'ge Licht geht da herein,
gibt der Welt ein' neuen Schein.
Es leucht' wohl mitten in der Nacht
und uns des Lichtes Kinder macht.

Jesus ist gekommen, um das Licht vom Himmel zu bringen, deshalb umleuchtete in der Nacht, als Jesus geboren wurde, des Lichtes Klarheit die Hirten auf dem Felde.

Die Menschen waren weit abgekommen von dem wahren Gott und schmachteten in tiefer Nacht und Finsternis. Sie suchten das Licht und konnten es nicht finden. Auch über dem Volke des Alten Bundes lag diese Finsternis. Es kannte den wahren, lebendigen Gott wohl. Es wußte auch seine Gebote, aber trotzdem saßen die Menschen in der Dunkelheit und schauten nach dem Erlöser aus. Sie haben den Tag herbeigesehnt, wo der große Heiland und Retter kommen sollte.

Seufzend riefen sie aus: „Hüter, ist die Nacht bald hin?“ Voll Glaubensmut und Hoffnung beteten sie: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.“ Denn wenn er kommt, „ . . . wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein!“ Mit einem Herzen voller Sehnsucht haben sie wartend nach oben geschaut: „Ach, daß du den Himmel zerrissest und führest herab!“ So warteten sie auf den Tag, wo das Licht leuchten sollte.

Nacht ist es auch im Herzen des Sünders, in das Jesus noch nicht eingekehrt ist. Er kennt weder sich selbst noch Gott. Der in der Dunkelheit dahingehende Mensch trägt aber ein Verlangen nach dem Lichte. Weihnachten verkündet nun: „Das Licht ist da!“ Sie brauchen nicht mehr länger in der Nacht dahinzuwandern! Über Bethlehems Fluren steht es: „Christ, der Retter, ist da!“

Ein Knabe, der manche glückliche Weihnachten erlebt hatte, wurde von einem ehrwürdigen Mann an jedem Heiligen Abend beschenkt. Der Mann hatte ein Herz voller Liebe, und in seinen Augen leuchtete die große Freude. Er liebte besonders ein Weihnachtslied, das er dem Knaben so oft vorgesprochen hatte, bis auch dieser es auswendig konnte. Wenn dann wieder Bescherung war, stand der Kleine zwischen seinen Knien vor ihm und sagte es auf: „Dies ist die Nacht, da mir erschienen des großen Gottes Freundlichkeit; das Kind, dem alle Engel dienen, bringt Licht in meine Dunkelheit, und dieses Welt- und Himmelslicht weicht hunderttausend Sonnen nicht!“ Leise fing der Kleine jedesmal an, aber wenn er dann zum letzten Worte kam, rief er mit lauter Stimme: „Weicht hunderttausend Sonnen nicht!“ Denn das gefiel ihm so gut. Ja, wenn hunderttausend Sonnen am Himmel stünden, so gäben sie alle zusammen nicht den Glanz, der von dem Kinde in der Krippe ausstrahlt. Mit diesem Licht kehrt auch die Weihnachtsfreude in das Herz ein.

Wie oft haben Sie schon Weihnachten gefeiert? Das Wort von der großen Weihnachtsfreude drang immer wieder an Ihr Ohr. Haben Sie die große Weihnachtsfreude erlebt?

Wenn nicht, dann öffnen Sie doch dieser Freude das Herz. An Gott liegt es nicht, auch an dem Weihnachtskinde nicht, wenn Sie immer noch so friede- und heilandslos über die Erde gehen. Es liegt an Ihnen, wenn Sie ihm das Herz noch nicht geöffnet haben. Möchten Sie denn die große Weihnachtsfreude nicht erleben? Lassen Sie es doch Weihnachten in Ihrem Leben werden. Es bleibt Wahrheit: „Wär' Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du gingest ewiglich verloren!“ Dies ist ein wahres Wort, aber nicht Gottes Wille. Er will, daß allen geholfen werde. Wenn Sie die große Weihnachtsfreude noch nicht erlebt haben, dann kommen Sie doch heute. Dann werden Sie das diesjährige Fest nie vergessen.

So wünsche ich Ihnen ein gesegnetes Weihnachtsfest mit der Bitte:

Drum, Jesu, schöne Weihnachtssonne,
bestrahe mich mit deiner Gunst;
dein Licht sei meine Weihnachtswonne
und lehre mich die Weihnachtskunst,
wie ich im Lichte wandeln soll,
und sei des Weihnachtsglanzes voll.

201. — 500. Tausend

**Ev. Landeskirchliche Volks- und Schriftenmission, 4911 Lieme üb. Lage i. L.,
Telefon 052 32/24 34.**

Bei seelsorgerlichen Fragen wenden Sie sich bitte an einen gläubigen Seelsorger oder an den Verfasser der Schrift, **Pastor H. Müller**, 4911 Lieme über Lage (Lippe). · Unsere Schriften werden kostenlos abgegeben.

Liebesgaben werden auf folgende Konten erbeten:

- Deutschland:** Ev. Volks- und Schriftenmission, 4911 Lieme üb. Lage (Lippe),
Postscheck: Hannover 74 68; Sparkasse der Stadt Lemgo 938.
Schweiz: Schweizerischer Bankverein Basel V 5, Konto Nr. 11 777/2.
Österreich: Pfarrer Emil Sturm, Salzburg, Postscheckkonto 168 552,
Vermerk: Schriftenmission Lieme.
Holland: Postscheckkonto 20 59 94 Amsterdam
"Stichting Evgl. Tractaatzending".
Schweden: Lennart Bäck, Box 45, Tenhult, Postgirokonton 67 11 99,
Vermerk: Stiftelse Pro Veritate
Brasilien: P. Bodo Schulz, Banco Indústria e Comércio de Santa
Catarina in Itaporanga S. Cat., am besten per Scheck.

Die Schriftenmission gibt alle 4 Wochen eine Schrift „**Des Meisters Ruf**“ zur Vertiefung des Glaubenslebens heraus, welche gleichzeitig über den Dienst mit dem gedruckten Wort unterrichtet · Druck: Wendt Groll GmbH, Herford

HEDWIG VON REDERN (1866–1935). In eine bewegte, kriegerische Zeit wird Hedwig von Redern, die Tochter eines preußischen Offiziers, hineingeboren. Früh lernt sie das Leid kennen, früh regt sich in ihr auch die Gabe des Schreibens und Dichtens. Die Bekanntschaft mit den führenden Männern der Erwekkungsbewegung im Berlin der Jahrhundertwende, vor allem mit dem Grafen Bernstorff, wird ihr zu reichem innerem Gewinn. Sie hört den Ruf zur Nachfolge Jesu, zum Dienst in seinem Weinberg, und sie gehorcht. Vor allem ihre schriftstellerische und dichterische Gabe stellt sie von nun an ganz in den Dienst des Herrn. Als langjährige Schriftleiterin des Kinderblattes „Wehr und Waffe“ hat sie manche Kinderseele dem Heiland zuführen dürfen, und die Lieder von H. v. R. werden immer zum bleibenden Erbgut der gläubigen Gemeinde gehören. Besonders verbunden war sie zeit ihres Lebens mit dem Deutschen Frauen-Missions-Gebetsbund, dessen Mitbegründerin sie war. Viel Kreuz und Leiden war in ihr Leben hineingeordnet; sie trug es still, und gerade den Leidenszeiten entströmten ihre tiefsten und wertvollsten Lieder.

Es ist ein besonderer Vorzug dieses Büchleins, daß es die Lieder H. v. R.'s in die Schilderung des Lebensweges mit einflicht und außerdem in besonderen Abschnitten die Entstehungsgeschichte einer Anzahl Lieder und einige Beispiele tiefgehender Segenswirkungen bringt, die von ihnen ausgingen.